

# VOLKS-TRIBÜNE.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 Mt. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 850 der Zeitungspreisliste für das Jahr 1888.)

Redaktion und Expedition:  
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4 spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expedienten:  
„Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 23.

Sonnabend, den 9. Juni 1888.

II. Jahrgang.

**Der Kampf der Berliner Bauherren gegen die neue Baupolizeiordnung und die Berliner Arbeiter. — Schutz der Erfinder gegen die kapitalistische Ausbeutung. — Prellereien auf dem Gebiete der Arbeiterschutzgesetzgebung. — Zur Frage der Gewerbebeschwerden. — Clemenceau und die französischen Radikalen. IV. — Kritische über die Gründung des ersten sozialistischen Arbeitervereins. Die Arbeitslosigkeit von Emile Zola. — Novelle von Guy de Maupassant. — Die Presse unter der Herrschaft des Kapitalismus. — Ein Nachspiel zum Dieselprozess. — Die Knappheitsklassen in Preußen.**

## An die Arbeiter Berlins! Zur Stadtverordnetenwahl!

Nachdem die Arbeiter Berlins in mehreren großen Versammlungen beschlossen haben, sich an den bevorstehenden Gemeindevahlen zu beteiligen, ist es Pflicht eines jeden Wahlberechtigten, nach Kräften zum Siege der Arbeiterkandidaten beizutragen.

Möge daher Jeder nächsten

**Dienstag, den 12. d. M.,**

seine Stimme abgeben. Wahlberechtigt ist jeder Preusse, der eigene Wohnung hat oder Chambergarnist ist, der seit mindestens zwei Jahren in Berlin weilt und mindestens der zweiten Klassensteuerstufe angehört.

Die Kandidaten der sozialdemokratischen Partei sind

für den 14. Bezirk:

**Herr Zigarrenhändler Fritz Kunert**  
(Wahllokal: Wrangelstraße 133);

für den 24. Bezirk:

**Herr Schankwirth Gustav Tempel**  
für den 37. Bezirk:

**Herr Fuhrherr J. Gnadt**

(Wahllokal: Demminerstraße 57 (Gemeindefschule).)

Das Wahllokal wird früh Morgens 9 Uhr geöffnet und präzis 8 Uhr Abends geschlossen.

Möge kein Sozialist sich von der Wahl fernhalten, damit der Sieg der Partei ein möglichst glänzender werde.

## An die Bauhandwerker Berlins!\*)

Die Bewegung der Berliner Bauhandwerker steht am Anfange eines ganz neuen Abschnittes.

Es zeigt sich dabei wieder, was wir so oft hervorgehoben haben, daß die Berliner großen Verhältnisse sich mit kleinstädtischem Maße durchaus nicht messen lassen, daß hier Verhältnisse mitreden, die anderswo kaum merklichen Einfluß ausüben.

Die gewerkschaftliche Bewegung der Berliner Bauhandwerker wurde im Sommer 1886 unterdrückt, um der Bau-Innung wieder auf die Beine zu helfen, die durch die Intelligenz der Arbeiterführer und die Energie der Maurer zerbrochen und zerschlagen am Boden lag. Deshalb wurden die Führer ausgewiesen, der Fachverein und die Lohnkommission geschlossen, das Fachorgan weggemahregelt und alle Versammlungen verboten. Deshalb wurde durch den Streikerlaß und die ihm folgenden Maßregeln besonders in Berlin jede Regung der Maurer unmöglich gemacht.

Es ist bekannte Thatsache, daß alles dieses nur eintrat, weil die in höchster Bedrängniß befindliche, der Auflösung nahe Innung darum petitionirt hatte. Sie hatte eine Reklamliste eingereicht, welche alle die Personen

\*) Dieser Aufruf des „Vereinsblattes der Bauhandwerker“, der wohl der sachkundigen Feder Pfeiler's entstammt, erscheint uns von solcher allgemeinen Bedeutung, daß wir ihn — mit einigen geringen Abänderungen — an leitender Stelle zum Abdruck bringen.

verzeichnet enthielt, um deren Ausweisung sie bat. Es wurde freilich nur etwa ein Drittel der so Proskribirten mit der polizeilichen Achtung belegt. Aber die Ausbeuter von der Innung hatten doch ihren Willen.

So lag die Sache bis vor Kurzem. Es ist dieser Abschnitt zu bezeichnen als der Kampf der Innung mit Polizeihilfe gegen die geknebelten Arbeiter.

Der Kampf führte zu keinem Sieg. Die Innung erstarke zwar im Innern etwas, wie es ihr ohne Polizeihilfe nie möglich gewesen wäre. Es gelang ihr aber nicht, den Arbeitern das Joch eines Innungsgefellens-Ausschusses aufzulegen.

Der neue, jetzt beginnende Abschnitt ist kurz gesagt der Kampf der Bau- und Grundstückspekulanten gegen die neue **Berliner Bauordnung**, der auf dem Rücken der arbeitenden Bauhandwerker ausgepaukt werden soll.

Die neue, nunmehr in Kraft getretene Bauordnung war eine Nothwendigkeit seit langen, langen Jahren. Sie war jedoch bisher durch das Auftreten der Spekulanten und durch die Unterstützung, die sie in einflussreichen Kreisen fanden, immer zurückgehalten worden.

Als endlich mehr Energie hinter die Sache gesetzt wurde, da konnte doch noch nichts fertig gestellt werden, weil erst die Spekulanten Zeit behalten sollten, ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen.

Die Innung verhöhnte die Polizei geradezu ihrer Machtlosigkeit wegen. Eine kleine Polizeiverordnung wegen des Schuttabfahrens wurde im Mai 1886 benutzt, um der Polizei ihre Machtlosigkeit dem Kapital gegenüber in beschämendster Weise vor Augen zu führen. Die Fuhrleute stellten die Arbeit ein und zwangen die Polizei, die Verfügung im Sinne der Fuhrleute umzuändern. Die Polizei mußte sich knirschend fügen.

Endlich erschien die neue Bauordnung doch. Es war im Winter 1887.

Sofort begannen die Bauppekulanten gegen dieselbe mit List und Verschlagenheit ihre Minirarbeiten. Schon damals drohten die Bau- und Grundstückspekulanten mit Arbeitseinstellung.

Erst in diesem Jahre jedoch beginnt der ernste Kampf.

Die plötzlich und ohne alle Begründung auftretenden Lohnabzüge gegen die Maurer haben keinen anderen Zweck, als die Arbeiter gegen die Bauordnung aufzurufen. Denselben soll die Empfindung eingepflanzt werden, daß die Bauordnung gegen ihre Interessen ist.

Die Polizei selber hat erst durch Unterdrückung der Arbeiter und Unterstützung der Innung dieses Vorgehen möglich gemacht. Jetzt sieht sie sich in einer Sackgasse und sie beeilt sich, die Versammlungen der Maurer wieder zu erlauben.

Das ist der Grund der überraschenden Erscheinung, daß nun plötzlich Maurerversammlungen wieder gestattet werden. Es beginnt ein erster Feldzug der Spekulanten, des Geldfisches, gegen die in der Bauordnung richtig vertretenen Gebote der öffentlichen Wohlfahrt.

Die Lohnabzüge, die nach sichtlichem Plan und nach Verabredung erfolgt sind, sind der erste Kanonenschuß dieses Kampfes. Die Polizei beginnt auch „klar zum Gefecht“ zu machen, und läßt den Arbeitern die Fingel länger, sie droht den Unternehmern dadurch in sehr verständlicher Weise. Wie die Sache weiter gehen wird, ob man vielleicht den Fachverein und die Sammlungen zum Generalfonds wieder gestatten wird, das hängt vorläufig davon ab, ob die Innung und die Spekulanten diesen ersten Wink verstehen.

Also Maurer und Zimmerer Berlins! Es ist jetzt Ruhe, Klugheit und Einigkeit in erster Linie nothwendig.

Ruhe muß herrschen und Ueberlegung bei jedem Schritt vorwärts. Ihr müßt stets bedenken, daß das, was heute erlaubt ist, morgen wieder verboten sein kann, deshalb keine Ueberstürzung, keine Aufreizung. Laßt Euch nicht von irgend einer Seite zu voreiligen Schritten hinreißen.

Bekommen die Unternehmer und Spekulanten Angst und geben sie nach, so treten für Euch sofort die alten Zustände wieder ein. Das bedient stets.

Benutzt die gebotene kleine Erleichterung, um wieder untereinander Fühlung zu nehmen, aber laßt Euch nicht zu Unklugheiten aufstacheln. Bedenkt, daß alle Eure Organisationen zerstört sind und erst wieder aufgebaut werden müssen, um etwas Entscheidendes zu wagen.

Aber dann vor Allem Einigkeit ist nothwendig! Schließt Eure Reihen wieder dicht, gebt jeder erprobten Kraft ihren Platz ohne Rücksicht auf persönliche Freundschaft oder Feindschaft.

Wir drücken Euch herzlich die Hand! Ihr braven Berliner Maurer wie Zimmerer werdet den rechten Weg auch in dieser eigenartig zugespitzten Lage finden.

Es lebe die Einigkeit der Berliner Bauhandwerker!

## Erfindungen und Erfinder.

Unsere heutigen Patentgesetze wurden angeblich nur gemacht, um die Interessen derer zu wahren, deren geistiges Wirken der Menschheit jene großartigen Neuerungen gab, welche die Industrie der ganzen Welt revolutionirten und fast jedes Jahr neu gestalteten.

Anstatt aber den Erfinder zu schützen, haben jene Gesetze es bewirkt, kolossale Monopole in den Stand zu setzen, aus den Errungenschaften jener schaffenden, vorwärts strebenden Geister Millionen herauszuschlagen. In neun Fällen aus zehn ist der Erfinder unbemittelt, in vielen Fällen kaum in der Lage, die Kosten der Anfertigung des Modells seiner Idee zu decken, und der Wucherer ist der erste, der seinen Tribut fordert.

Nachdem das Modell fertig und der Erfinder stolz auf sein Werk, die Zukunft in den hellsten Farben sieht, tritt die Nothwendigkeit heran wiederum einen Geldmensch aufzusuchen, um die Fabrikation des Artikels zu betreiben und denselben in Markt zu bringen.

Der Fabrikant und Großkapitalist, der die Güte (?) hat, dem Erfinder unter die Arme zu greifen, natürlich mit dem Vorbedacht ihn so schnell wie möglich aus dem Sattel zu heben, macht den Kontrakt so, daß der Löwenanteil aller Profite in seine Tasche fließt.

Genau so wie das Schutzoll-System die Macht des Großkapitals vermehrt, ohne den Arbeitern auch nur im Geringsten zu nützen, haben unsere heutigen Patentgesetze die Tendenz, die Macht der modernen Vampyre immer weiter auszudehnen, ohne dem Erfinder irgend welchen Schutz zu gewähren.

Der Techniker, der Gelehrte, der „erfinderische Kopf“ — sie befinden sich alle in ähnlicher Lage wie der handarbeitende Proletarier. Wie dieser seine Arbeit verschleudern muß an den Kapitalisten, weil er sonst überhaupt nicht produzieren und leben kann, so muß der Entdecker seine Ideen an den „Geldmann“ wegwerfen, weil sie sonst unverwirklicht bleiben. Viel Geld, ein großes Kapital gehört heute zum Beginn jeder wirtschaftlichen Unternehmung, und wer das nicht besitzt, muß froh sein, wenn er in den Dienst eines Kapitalisten treten kann, der natürlich den Löwenanteil des geschaffenen Produktes einstreicht — weil er die Macht dazu hat und der Andere hilflos ist.

Solange die Besitzer der Produktionsmittel gegenüber einer Masse bezugsloser und unselbständiger Existenzen, wird sich dieses Verhältniß auch nicht ändern: der Arbeiter und der Erfinder, beide werden es zu nichts bringen und mit ihrem Schweiß und Fleiß nur die Rente des privilegierten Besitzes vermehren.

Erst wenn Grund und Boden und alle Produktionsmittel Gemeinbesitz des ganzen Volkes sind, wird die einseitige Begünstigung einiger Glückspilze aufhören und jede Arbeit und jeder Fortschritt der Technik dem ganzen Volke zu gute kommen.



## Kapitalistische Prellerei der Arbeiter.

Es ist eine alte Erfahrung, daß es bei den ersten Arbeiterschutzgesetzen in allen Ländern darauf abgesehen war, die Arbeiter zu prellen.

Man wollte den Enterbten etwas bieten, weil man Konzessionen machen mußte, nachdem das Proletariat zu einer Macht herangewachsen war. Aber man wollte auch allerlei Hintertüren offen halten, aus denen das Kapital unbehindert entschlüpfen konnte, wenn es die alten Uebergriffe forstete.

Fabrikgesetze ohne Fabrikinspektoren, welche die Durchführung kontrollieren und erzwingen, gehören in das Kapitel der politischen Prellerei der Arbeiter. Ferner solche Gesetze, welche es den Behörden erlauben, nach Belieben Ausnahmen — z. B. in der Dauer der Arbeitszeit, und dem Verbot der Sonntagsarbeit — zu gestatten. Ferner Gesetze, welche den Unternehmern im Falle der Uebertretung gar keine oder eine so geringe Strafe auferlegen, daß die Uebertretung lohnend bleibt.

Am höchsten ist diese politische Prellerei der Arbeiter in den Vereinigten Staaten entwickelt worden. Der Beispiele haben wir schon genug angeführt, und wir wollen heute nach dem „Philadelphia Tageblatt“ auf einen neueren Fall zurückkommen, der sich im Staate Pennsylvania abspielte.\*)

In ihrer letzten Session hat die pennsylvanische Legislatur ein Gesetz erlassen, welches vorschreibt, daß Arbeiter, welche an Kohlenminen, Eisenwerken u. beschäftigt sind, mindestens halbmonatlich ausbezahlt werden sollen.

Das Gesetz ist eine Farce, wie fast alle pennsylvanischen „Arbeiter“-Gesetze es sind. Es enthält nämlich keine Strafklausel.

Man stelle sich vor: ein Gesetz sagt, Du sollst das und das thun oder lassen. Selbstverständlich, sollte man meinen, hieße es dann hinterher: wenn Du es aber nicht thust oder läßt, dann wirst Du so und so bestraft. — Weit gefehlt! In Pennsylvania ist man über solche Kleinigkeiten weg — wenn es sich um „Labor-Bills“, um Arbeiterschutzgesetze handelt. Die Legislatur beschließt und der Gouverneur unterschreibt beide mit vollster Kenntnis davon, daß sie eine elende Komödie aufführen.

Einmal, als es sich um eine Achtstunden-Bill ohne Strafklausel handelte, haben ihnen die deutschen Arbeiterorganisationen von Philadelphia in die Suppe gespuckt, indem sie den Schwindel in letzter Stunde enthüllten, den ehrenwerthen Senat aufforderten, das Gaukelspiel einzustellen und die Bill zu verwerfen, was denn auch prompt geschah. Aber es kann den deutschen Arbeitervereinen von Philadelphia doch nicht zugemuthet werden, Vorsehung für die Kohlengräber draußen in der Provinz zu spielen; insonderheit, da diese ja ihre „Vertreter“ (Hines und Genossen) in der Kammer haben.

Eine Ausrede sieht den gesetzmachenden Schwindlern zur Verfügung. Sie sagen: Was hilft die Straf-Klausel; das Obergericht wird sie doch nicht anerkennen und darin haben sie — das kennzeichnet die amerikanischen Verhältnisse noch mehr — Recht.

Das Obergericht, die oberste Instanz für alle gerichtlichen Entscheidungen im Staate, ist nämlich die feste Burg der „Kontrakt-Freiheit.“ Es sollte daluden, daß die „Freiheit“ des Kohlengräbers, zu „vereinbaren“, daß er monatlich, jährlich oder gar nicht ausbezahlt werde, beschränkt sein soll? Nimmermehr! Das Obergericht von Pennsylvania weiß, was es der „Freiheit“ und der „Verfassung“ des Reiches schuldig ist und behandelt daher solche Gesetze als nicht zurechtbestehend, weil sie der in der Verfassung garantierten „Vertragsfreiheit“ widerspreche, die Verfassung aber über den Einzelgesetzen und deren Ueberhebern stehe!

Es sieht zwar in der Verfassung gar nichts davon, daß dergleichen Gesetze nicht erlassen werden dürfen. Jedoch „macht sie aus“; dafür ist dann der „Geist“ der Verfassung „unserer Institutionen“ da, auf die man sich beruft. Was ist gegen diesen „Geist“ zu machen? Nichts; als daß man die Leute, die ihn zitiren, zum Tempel der Justiz hinauswirft.

Wir haben gesagt, daß die Legislatur die Arbeiter zum Narren hält, ob sie nun brauchbare oder unbrauchbare Gesetze macht. Sie handelt in jedem Fall mit Kenntniß der Thatfache, daß ihre Machwerke nichts werth sind. In dem vorliegenden Falle, der Halbmonats-Auszahlungsbill, hat sie den Unternehmern, im Gegensatz zu früheren Schutzgesetzen (z. B. gegen das Trucksystem), die Kosten erspart, zum Obergericht zu gehen. Die Unternehmer könnten auch ohne zustimmende Entscheidung des Gerichtes ruhig den Pfad der Uebertretung wandeln — weil der Spatz nichts kostete.

Die Arbeiter waren also vorweg auf den guten Willen der Kapitalisten angewiesen, ob das Gesetz befolgt werden soll. Dazu hätte man natürlich überhaupt kein Gesetz, keinen Zwang gebraucht.

In der That, das Gesetz half den Arbeitern keinen Pfifferling. Wohl wurde die halbmonatliche Auszahlung in der Kohlenregion durchgesetzt, aber lediglich, weil die Arbeiter mit Streiks drohten.

Man erwäge: ein Gesetz, dessen Beobachtung durch Arbeitseinstellung erzwungen werden muß!

Es kam trotzdem zu Ausständen, aus anderer Ursache. Die Arbeiter wurden geschlagen. Die „Bosse“ versprachen, daß sie an den „alten Bedingungen“, worunter die 14tägige Auszahlung, nichts ändern wollten.

Und jetzt? Nun, ein Ausbeuter nach dem anderen hat sein Wort gebrochen und in kurzer Zeit wird das System der monatlichen Auszahlungen wieder allgemein sein. In dem Moment, als die Widerstandsfähigkeit der Arbeiter gebrochen war, war auch das „Gesetz“ gebrochen. Es hatte den Läden der Atiengesehlschaften durch die Beschränkung des Vorges und Buchkreditabbruch gethan, daß die Arbeiter zweimal im Monat Geld erhielten. Also weg damit.

Seine Beseitigung bedeutet eine indirekte Lohnreduktion, Geld in den Beutel der armen Kohlenlords.

Was ist da zu thun? Raisonniren auf die Kohlenlords? Der „Pittsb. Beobachter“, der das Thema auch bespricht, redet ihnen ins Gewissen, wie folgt: „Diese Herren Kapitalisten trogen aller Gerechtigkeit; sie treten das Gesetz, das für Alle gilt, mit Füßen, wo es ihnen nicht gefällt; im Handumkehren freilich rufen sie den Schutz desselben bis zum letzten Buchstaben an, sobald der Arbeiter seine Rechte wahren will. Und was ist dieses anders als Anarchismus? Wenn solche Kapitalisten ein Zetergeschrei über die drohende Anarchie erheben und Schutz vor Anarchismus verlangen, bedenken sie nicht, daß sie es sind, die das böse Beispiel der Gesetzlosigkeit angeben, daß sie die Saat des Anarchismus säen und dem geschlichen und moralischen Gefühl, das im Herzen unseres Volkes viel tiefer liegt, als in diesen herzlosen Monopolisten, den Todesstoß versetzen. Wie kann man von der großen Masse des Volkes — und diese bilden die Arbeiter — verlangen, daß sie das Gesetz achten, wenn ein Parden (einer der bekanntesten Kohlenlords) demselben offen und frech Trotz bietet?“

Schön gesagt. Aber der Angriff ist nach der falschen Seite gerichtet. Die wirklichen „Anarchisten“ — wenn man das Wort schon in diesem Sinne gebrauchen will — sind die Gesetzmacher, welche wissentlich Schindluder mit unnützen Gesetzen treiben; die Richter, welche zweckdienliche Gesetze aus Bosheit oder Vorurtheil (wie man es nehmen will) in Stücke zerreißen. Die Kapitalisten thun, in diesem Falle nur, was sie dürfen.

Der Schutz der Arbeiter gegen kapitalistische Bedrückung erfordert gesetzliches Eingreifen. Die Arbeiter sind schwach, die Kapitalisten stark; der Staat sollte den ersteren beistehen. In Pennsylvania ist das jetzt einfach unmöglich. Es wird verhindert durch die Fiktion, daß die formelle Rechtsgleichheit den Arbeiter befähige, freie Verträge mit den Kapitalisten abzuschließen. Die tatsächliche Unmöglichkeit in Folge der ökonomischen Zwangslage existirt für die Herren vom grünen Tisch nicht. Solange also nicht durch verfassungsmäßige Bestimmung erklärt ist, daß diese Freiheit nicht existirt und die Legislatur somit das Recht habe, das Arbeitsverhältnis gesetzlich zu regeln und Arbeiterschutzgesetze zu erlassen, kann in Pennsylvania von einem Arbeiterschutz nicht die Rede sein und alle Scheingesetze werden schließlich auf eine Prellerei der Arbeiter hinauslaufen.

## Zur Frage der Gewerbeschiedsgerichte.

### I.

c. 1. In dem Programm der französischen Arbeiterbewegung hat die Forderung der Gewerbeschiedsgerichte, ihrer Fortentwicklung, Erweiterung und Ausdehnung von jeher einen bedeutenden Raum eingenommen, wie etwa bei uns in Deutschland.

Die Errichtung von Gewerbeschiedskammern, die zu gleichen Theilen aus Arbeitern und Arbeitsherrn zusammengesetzt sind, steht ja in gewissem Sinne auch in Zusammenhang mit den demokratischen Neigungen der Franzosen. Diese Institutionen sind nicht etwa eine aus dem Auslande hereingeführte, sondern eine wesentlich französische Einrichtung, deren erste Wurzeln noch bis in das Mittelalter hineinreichen.

Das Gewerbeschiedsgericht, „le Conseil de Prud'homme“ ist ein Sproß der Funft, des Innungswesens, allerdings aber ein Kind, das die alten Formen, in denen seine Jugend gepreßt war, sprengte und sich im Einklang mit der Zeit weiter entwickelt hat. So liegt es der Arbeiterbewegung nicht als ein galvanisierter Leichnam hemmend im Weg, sondern es wird von ihr als Bildung- und Agitationsmittel ergriffen und ausgenutzt.

Im Mittelalter bedeutete das Wort „Prud'homme“ so viel wie Schiedsrichter, daher der Name der Institution. Der Rath der Stadt Paris ernannte bereits 1296 80 Prud'homme, welche die Streitigkeiten zwischen Kaufleuten und Handwerkern gütlich beilegen sollten. 1464 erhielten die Bürger von Lyon durch Ludwig XI. die Erlaubniß, zu dem nämlichen Zwecke einen Prud'homme zu wählen. In den Sechstädten waren mit den Fischerrinnungen Schiedsgerichte „tribunaux de Prud'homme“ verbunden, welche unter den Fischern auftauchende Streitigkeiten schlichteten. Eine Verordnung vom Jahre 1681 setzt bezüglich der Rechtsprechung dieser Tribunale folgendes fest:

Jährlich versammeln sich am zweiten Weihnachtsfeiertage sämtliche Fischer von Marseille in ihrem Innungssaal. Der Gouverneur, sein Stellvertreter und der königliche Staatsanwalt der Admiralität sind bei der Versammlung zugegen, die aus ihrer Mitte vier Schiedsrichter erwählt, welche eiblich zu verpflichten sind und unumschränkt über Alles richterlich entscheiden, was sich auf die Beaufsichtigung und Regelung des Fischfangs bezieht.

Die Schiedsrichter halten jeden Sonntag Nachmittag nach 2 Uhr Gerichtssitzung ab. Ihre Rechtsprüche sind weder an bestimmte Formeln gebunden, noch werden sie zu Protokoll genommen oder überhaupt niedergeschrieben. Die Urtheile müssen sofort vollstreckt werden. Die Anwesenheit berufsmäßiger Gerichtspersonen, wie Advokaten, Richter, Staatsanwälte, ist verboten.

Der Kläger hat den Innungsdiener aufzusuchen, zwei Sous in eine bestimmte Büchse zu entrichten und aufzufordern, die zu verfallende Person vorzuladen. Den Sonntag darauf findet die Verhandlung des Schiedsgerichts statt, bei welcher der Angeklagte ebenfalls 2 Sous in die Büchse legen muß. Diese 4 Sous (20 Pfennige) umfassen alle Gerichtskosten, nach deren Entrichtung beide Theile ihre Gründe vorbringen, und die Prud'homme ihr Urtheil fällen. Beratung und weitere Formalitäten sind ausgeschlossen. Die verurtheilte Partei hat das ihr zubilligte Straf- oder Entschädigungsgeld sofort zu zahlen, widrigenfalls der Innungsvorstand ihr Boot und ihre Rege mit Beschlagnahme belegt.

Während der großen französischen Revolution schaffte das Gesetz vom 2. März 1791 nicht nur alle Zünfte und Meisterrechte, sondern auch die Schiedsgerichte ab. Napoleon I. rief letztere Einrichtung 1806 wieder ins Leben, weshalb er fälschlich oft als der Gründer der französischen Schiedsgerichte genannt wird.

Der erste Conseil de Prud'homme, den der Kaiser nach Aufhebung der Zünfte schuf, befand sich in Lyon, war ein höchst einseitiges Machwerk, in dem die Arbeitsherrn ausschließlich dominirten. Das Schiedsgericht bestand aus 9 Mitgliedern, nämlich 5 Fabrikanten oder Kaufleuten und 4 Faktoren, die Arbeiter waren von der Rechtsprechung vollständig ausgeschlossen. Das napoleonische Gesetz ließ Arbeiter und Faktoren durch die Fabrikanten richten, welche zu gleicher Zeit Richter und Partei waren.

Unter dem ersten Kaiserreich wurden in ca. 75 französischen Städten derartige Schiedsgerichte gegründet, deren Statuten bis 1848 mehrfache Veränderungen erfuhr. Paris erhielt erst am 29. Dezember 1844 ein Gewerbeschiedsgericht, in dem der demokratische Geist der Pariser zu der Abänderung des Lyoner Vorbildes zwang, daß der Conseil aus 8 Fabrikanten, 7 Arbeitern und 2 Erfahrungsmännern bestand. Das Pariser Gewerbeschiedsgericht junctionirte zunächst nur für die Arbeiter der Metallindustrie und der ihr verwandten Industriezweige. Bald zeigte sich jedoch die Nothwendigkeit, auch für andere Produktionsbranchen Conseils de Prud'homme ins Leben zu rufen, und zwar 1847 für die „Textilindustrie“, für „Gemische Produkte“ und für „verschiedene Industrien“. Der gegenwärtige Conseil de Prud'homme von Paris zerfällt der Gründung und ursprünglichen Eintheilung entsprechend noch immer in diese vier Abtheilungen.

Die Revolution von 1848 modelte das Gesetz über die Gewerbeschiedsgerichte etwas demokratisch um. Fabrikanten, Faktoren, Werkführer, Arbeiter und Gesellen, welche 21 Jahr alt waren, wählten die Prud'homme. Das aktive Wahlrecht (das Recht, wählen zu dürfen) war außerdem an einen sechsmonatlichen Aufenthalt im Wahlkreise des betreffenden Gewerbeschiedsgerichts gebunden. Das passive Wahlrecht (das Recht, selbst gewählt zu werden) war allen genannten Personen zugänglich, hatte aber ein Alter von 25 Jahren, die Kenntniß vom Schreiben und Lesen und einen einjährigen Aufenthalt im betreffenden Wahlkreise zur Voraussetzung. Der Vorschlag wurde je auf die Dauer von drei Monaten abwechselnd von einem Fabrikanten und einem Arbeiter geführt. Der Vorsitzende besaß ausschlaggebende Stimme. Ein „engerer Ausschuß“ (bureau particulier), aus einem Arbeitsherrn und einem Arbeiter bestehend, suchte in einer Audienz die streitenden Parteien zu veröhnen. Der „allgemeine Ausschuß“ (bureau général) der aus vier Arbeitern und vier Fabrikanten gebildet war, prüfte im Falle der Nichtbeilegung die Streitfrage und sprach Recht. Jeder der vier gegründeten Conseils de Prud'homme mußte mindestens aus sechs und durfte höchstens aus 24 Mitgliedern bestehen.

Ein sonderbarer Wahlmodus bestimmte die Ernennung der Schiedsrichter. Derselbe schrieb zwei Wahlgänge vor, in deren ersten Arbeiter und Arbeitsherrn die dreifache Zahl der gesetzlich vorgeschriebenen Kandidaten erwählten und in deren zweiten die Arbeiter Schiedsrichter aus den Reihen der vorgeschlagenen „Patrone“ (Unternehmer) und letztere wiederum Schiedsrichter aus den Reihen der vorgeschlagenen Arbeiter wählten. Dieser Wahlmodus sollte den Schiedsrichtern zum Bewußtsein bringen, daß sie nicht die Interessen einer bestimmten Klasse, sondern die Interessen der in einem Gewerbezweige theilhaftigen Gesamtheit zu vertreten hatten. Das blieb natürlich ein frommer Wunsch. Niemand kann aus seiner Haut heraus, und so blieben auch die Prud'homme je ihrer gesellschaftlichen Stellung nach die Vertreter einander feindlicher Interessen.

In Lyon gab es zwei Gewerbeschiedsgerichte, nämlich eins, das Streitigkeiten zwischen Faktoren und Fabrikanten schlichtete, und ein anderes, das zwischen Faktoren und Arbeitern entschied. Nach dem Gesetz von 1850 kam die Bränummerando-Entrichtung der Gebühren in Wegfall, dieselben waren erst nach dem endgültigen Urtheilspruch von der verlierenden Partei zu zahlen.

Der Staatsreich hatte natürlich die Folge, daß das Gewerbeschiedsgericht kräftig nach rückwärts reorganisiert ward, um es zu einem Werkzeug der Regierung zu machen.

Das neue Gesetz (1853) vom kleinen Napoleon verlieh dem Vorsitzenden des Conseils und seinem Stellvertreter fast unumschränkte Macht. Dafür erhielt er seine Würde nicht mehr durch freie Wahl, sondern er ward als quasi Staatsbeamter von der Regierung eingesetzt, die ihn nicht einmal aus der Zahl der Schiedsrichter zu nehmen brauchte. Der Polizeipräsident setzte auch den Sekretär (Schriftführer) eines jeden Gewerbeschiedsgerichts ein, der

\*) Zum Verständniß der betreffenden Verhältnisse sei hier eingefügt, daß die Lyoner Seidenweberei in den Händen von 3 Gruppen ruht, der Fabrikanten, welche das Rohmaterial liefern, der Faktoren (chefs d'ateliers, Werkmeister, Zwischenunternehmer), welche das Rohmaterial auf eigene Rechnung und Gefahr verarbeiten lassen, und der Arbeiter, die nur mit den Faktoren zu thun haben.

\*) Die Fabrikgesetzgebung ist in den Vereinigten Staaten beinahe ausschließlich Sache des Reiches, sondern der Einzelstaaten.



früher von den Schiedsrichtern selber gewählt und abgesetzt wurde. Das Gewerbeschiedsgericht verwandelte sich durch diese Segnungen in eine politisch-polizeiliche Maschinerie. Das aktive Wahlrecht (das Recht, wählen zu dürfen) hatte als Vorbedingung ein Alter von 25 Jahren, einen dreijährigen Aufenthalt im Wahlbezirk und eine fünfjährige Ausübung des betreffenden Gewerbes. Das passive Wahlrecht (das Recht, gewählt zu werden) war an das vollendete 30. Lebensjahr geknüpft. Das Gesetz von 1848 hatte Bankrotteure vom aktiven und passiven Wahlrecht ausgeschlossen, das Gesetz von 1853 entzog überhaupt jeder bestrafte Person, besonders den politisch Verurtheilten, die Wahlrechte. Während bisher alljährlich ein Drittel der Schiedsrichter aus dem Konseil ausscheiden und erneuert werden mußten, verließen nun die Hälfte der Prud'hommer nur alle drei Jahre ihren Posten.

Am deutlichsten ward aber die arbeiterfeindliche Tendenz des Napoleon'schen Machwerks durch die Bestimmung charakterisiert, daß jeder Arbeiter ohne **Arbeitsbuch** das Wahlrecht verlor. Der betreffende Paragraph ward 1867 aufgehoben, unter dem Einfluß der politischen Lage, welche Napoleon den Kleinen unter den Arbeitern eine feste Stütze suchen aber nicht finden ließ. Schiedsrichter, die den Sitzungen nicht regelmäßig beiwohnten oder ihre Pflichten sonst vernachlässigten, konnten vom Präsidenten abgesetzt werden und eventuell das Wahlrecht für die Dauer von 6 Jahren verlieren.

Das Gesetz von 1853 führte übrigens die direkte Wahl ein, d. h. die Arbeitsherren wählten ihre Schiedsrichter aus ihren eigenen Reihen, und die Arbeiter gleichfalls, ferner stellte es Werkführer und Faktore mit den Arbeitern zusammen und erhob die Streifsumme von 100 auf 200 frs.

Die Abänderung des Gesetzes durch das Bas-Empire war im Allgemeinen der Wirksamkeit und Entwidlung des Gewerbeschiedsgerichts nur schädlich, **besonders wirkte die Einmischung der Polizei demoralisierend.**

Unter der dritten Republik sind die meisten dieser Bestimmungen aufgehoben und abgeändert worden, aber der noch andauernde Umstand, daß die Schiedsrichter unbefolgt sind, macht sich den Arbeitern empfindlich fühlbar und hindert sie vielfach an gewissenhafter Ausübung ihrer Mandate. Es ist einem Arbeiter nicht immer möglich, jeden Monat 5—6 Tage den Sitzungen des Gewerbeschiedsgerichts zu widmen, d. h. 5—6 Arbeitstage oder durchschnittlich 35 frs. zu verlieren.

Uebrigens zeigte sich die Republik auch in den obigen Punkten nicht so schnell gewillt, gut zu machen, was das Kaiserreich gesündigt. Nach Sedan hatten die Arbeiter 10 Jahre zu warten, ehe eine Abänderung der anstößigsten Paragraphen des Gesetzes über die Gewerbeschiedsgerichte eintrat (1880). Die Jahre nach der Kommune waren für das französische Proletariat ein unerhörter Ausnahmezustand, der sich nur mit den gegenwärtigen Verfolgungen der deutschen Arbeiterschaft vergleichen läßt. Die harmlosesten gewerkschaftlichen Bestrebungen wurden unnachlässiglich unterdrückt, und jeder Organisationsversuch der Arbeiter verboten oder übel angesehen.

In dieser Zeit der Reaktion bot gerade die Frage über eine Reform des Gewerbeschiedsgerichts den Punkt in dem sich die Bestrebungen der Arbeiter und der Reste ihrer gewerkschaftlichen Organisationen in einer gemeinsamen Aktion und Propaganda begegnen konnten, durch welche die Grundlage zu späterer tatsächlicher Organisation dargeboten ward.

## Clemenceau und die französischen Radikalen.

### IV.

§ Der Boulangismus, der bereits erwähnte lock-out der Glasarbeiter hatte eine Situation geschaffen, welche dem Radikalismus das kräftige Blut einer Volksbewegung in die Adern hätte fließen können. Allein es war kaum anzunehmen, daß die Partei die Zeichen der Zeit richtig deuten würde.

Das radikale Kabinet Floquet zeigt bis heute nicht einmal den Muth, den gewöhnlich eine verzweifelte, von vornherein für verloren erklärte Position zu erzeugen pflegt. Es sucht einen modus vivendi mit den verschiedenen politischen Parteien, anstatt energisch mit aller Fraktionspolitik zu brechen und seinen Rückhalt an dem Volke zu suchen. Clemenceau, der das Stichwort giebt, erweist sich mit dieser Taktik durchaus nicht als großer Staatsmann, er zeigt sich schlagfertig, so lange er nur reaktionären Parteien gegenüber steht, dagegen rathlos und schwach, sobald er mit der Masse zu rechnen hat. Alle parlamentarischen Salvatorversuche können der Partei nicht wieder auf die Beine verhelfen; sie muß sich in Folge des ihr eigenthümlichen Dualismus zersetzen.

Und in der That zeigen die letzten Jahre einen anhaltenden Zerbröckelungsprozeß der radikalen Partei. „Die radikale Linke“ hat sich von der „äußersten Linken“ getrennt, aus der sich wiederum die Gruppe der „sozialistischen Radikalen“ ausgeschieden, und die ein starkes Aufgebot zu der boulangistischen Fraktion gestellt hat — von kleineren, vorübergehenden Gruppierungen und den „Wilden“ der Richtung nicht erst zu reden. Sowohl die Kammer wie die Gemeinderathswahlen bestätigen durch Zahlen die Zerfegung des Radikalismus. Sobald die französischen Sozialisten den Prozeß der Klärung überwunden haben und durch Einigkeit zur Kraft gelangt sind, muß die äußerste Linke und ihre Anhängel als Mittel-

partei zwischen der Reaktion und dem Sozialismus zer-malmt werden. Wenn sie nicht bald durch Erweiterung ihres Programms nach der ökonomischen Seite hin im Sinne des Sozialismus von einer parlamentarischen zu einer Volkspartei wird, sinkt sie zu einer Gruppe politischer Rörgler herab, wie sie die Fraktion der Freisinnigen in Deutschland darstellt. Die rückwärtende Entwidlung der Partei charakterisiert Clémenceau als mittel-mäßigen Staatsmann und Parteiführer, von dem auch für die Zukunft keine der Lage entsprechende Auffassung und Haltung erwartet werden darf — um so weniger, da er sich dem Alter nähert, in dem kühne Entschlüsse seltener zu werden pflegen.

Der französische Radikalismus vertritt die höchste politische Entwidlung des Bürgerthums, das über denselben nicht hinausgehen kann und seine Rolle an das jugendkräftige Proletariat abtreten muß. In dieser Beziehung ist die Ohnmacht der radikalen Partei, ihr Rückzug, das ihr Fuß um Fuß von den Sozialisten ent-rissene Terrain von symptomischer Bedeutung.

Trotz aller Fehler und Schwächen sind jedoch die französischen Radikalen weder im Prinzip noch Haltung auf den Standpunkt von „Seiner Majestät allertreuester Oppositionspartei“ herabgesunken. Der Abstand zwischen den französischen Radikalen und ihrem farblosen Abklatsch den deutschen Freisinnigen, ist so groß, wie der zwischen der französischen Bourgeoisie und ihrer deutschen Schwester. Letztere erbt mit der Herrschaft gleich die Furcht vor dem emporstrebenden Proletariat, während erstere in ihrer Jugend eine Heldenzeit durchmachte, in der sie sich mit der ganzen Menschheit identifiziren konnte. Der Abglanz dieser glänzenden Wirklichkeit strahlt noch bis heute auf die französischen Radikalen herüber und macht viele derselben zu sympatischsten Persönlichkeiten, denen ein gewisser politischer Idealismus und Anstand innewohnt, die sie in einer entscheidenden Stunde auf Seite des Volks stellt und stellen wird.

Man vergleiche z. B. die Radikalen des Pariser Stadtraths mit der schwarz-roth-weißen Gesinnungslosigkeit der Miquel und Beder.

Interessant und bezeichnend ist auch die Thatsache, daß sich die Radikalen immer mehr das Beiwort „sozialistisch“ aneignen, und daß kleinere Gruppen derselben sozialistische Forderungen in ihr Programm aufnehmen, in gegebenen Fällen sich an die Fraktionen der sozialistischen Arbeiter anschließen.

Keinen wir nach diesem zusammenfassenden Ueberblick über die Partei zu Clémenceau zurück, der ihre Seele ist. Er ist nicht nur der taktische Führer der Partei, sondern auch ihr vorzüglichster Redner, ja dem Inhalte nach der beste Redner des französischen Parlaments überhaupt. Bei seinem ersten Auftreten in der parlamentarischen Arena offenbarte sich Clémenceau schon als oratorische Kraft ersten Ranges, obgleich er damals noch nicht die Schneidigkeit, Kürze und Präzision besaß, die ihn heute charakterisirt. Er ist durchaus der Typus eines modernen Redners, giebt von Gedanken und Worten nur das, was behufs der Ueberzeugung notwendig ist und verschmäht den reichen oratorischen Aufputz, der meist den französischen Rednern eigenthümlich ist. Seine Beredsamkeit erinnert in Nichts an die Kanzel oder den Gerichtssaal, dagegen an die englisch-amerikanische Schule, durch die er gegangen und an die Methode, nach welcher die modernen Naturwissenschaften verfahren. Nachdem er sein Thema klar und scharfbegrenzt hingestellt hat, geht er an die Begründung, bringt in das eigentliche Wesen der Sache ein, häuft Thatsache auf Thatsache, zieht Schluß auf Schluß. Die Einheitlichkeit des verfolgten Gedankens, die Klarheit der Ideenentwicklung verfehlen sogar ihre Wirkung auf die Gegner nicht, die er in Nebenbemerkungen mit kalter Ironie überschüttet, während er ihre Zwischenrufe ruhig aber mit beifender Schärfe beantwortet, ohne sich durch dieselben beirren und vom ursprünglichen Ziele ablenken zu lassen. Er ist Meister in kurzen, markigen Antworten, die er unter dem Einflusse des Augenblicks improvisirt, und in der Art und Weise, wie er den Gegner mit dessen eigenen ehemaligen Meinungen in Widerspruch setzt, zeigt. Sein Wort ist kurz, ohne trocken, bestimmt, ohne sentimentös zu sein, es trägt ein charakteristisches Gepräge, ohne in Manier auszuarten. Seine Gesten sind ebenso frei von theatralischer Effektberechnung wie seine Beredsamkeit.

Die Vorzüge, welche ihn als Redner auszeichnen, kommen ihm auch als Schriftsteller zu Gute, nur daß er als solcher die Ironie öfter anwendet und seinen Worten gern eine leichte humoristische Spitze giebt. Uebrigens gehört es in den letzten Jahren zur Seltenheit, Clémenceau als Schriftsteller zu begegnen.

Seit Januar 1880 läßt Clémenceau das Tageblatt „la Justice“ (die Gerechtigkeit) erscheinen, dessen politische Leitung in seinen Händen ruht. Die „Justice“ hat beinahe den Charakter eines offiziellen Organs des Radikalismus, der auch noch in anderen Blättern vertreten wird, jedoch bei weitem nicht mit der Schärfe und Bestimmtheit wie gerade in der „Justice.“ Das clémenceau'sche Organ hat die besten Mitarbeiter, vor Allem Camille Pelletan, der unbestritten unter den französischen Journalisten der Gegenwart den ersten Rang einnimmt, den geistreichen Duranc, Millot, Jaclard u. Bis vor kurzem gehörte der Redaktion der Justice auch Charles Longuet an, eine der bedeutendsten Kräfte, welche die Ereignisse seit Ende des Empire's geseitigt haben. Seine Autorität in Fragen der Nationalökonomie und der ausländischen Politik ist unbestritten, die Tiefe seiner Kenntnisse und die Charakterfestigkeit, mit der er seine von Clémenceau's Anschauungen vielfach abweichenden Ueberzeugungen aufrecht erhielt,

machten seine Mitarbeiter an der „Justice“ besonders werthvoll. Er hat die Redaktion des Blattes verlassen in Folge eines Konfliktes, der durch die blöde Verhimmelung Raikoff's erzeugt wurde. Longuet war in jener Zeit der politisch-chauvinistischen Drehtrommel der einzige Journalist der bürgerlichen Presse, welcher der Verherrlichung des alt-moskovitischen Journalisten entgegentrat und es als Schande erklärte, daß die französischen Republikaner einen Vorkämpfer des Despotismus beheimlichten. Longuet's damalige trefflichen Artikel stimmten nicht zu dem Ton der ersehnten französisch-russischen Allianz und veranlaßten seinen Austritt aus der „Justice“, bei deren Leiter ihn seine Unabhängigkeit, sein entschiedenes Eintreten für die Forderungen der Arbeiter schon längst mißliebig gemacht hatten.

Von den übrigen radikalen Organen seien erwähnt: „le Radical“, von dem zwischen Anarchismus und Radikalismus hin- und herschwankenden Henry Maret redigirt, der einer der glänzendsten Journalisten, aber auch einer der nebelköpfigsten Politiker ist, ferner „le Rappel“, unter Auguste Bacquerie's Leitung, der dem Blatte den literarischen Firnis und den declamatorischen Ton der Hugo'schen Muse bewahrt hat, „le Mot d'Ordre“, „la Franco“, „la Lanterne“ und der außerhalb der radikalen Partei demokratisch irrlichternde „Intransigeant“ u. Die letztgenannten drei Blätter sind in jüngster Zeit boulangistisch geworden.

Die radikalen Zeitungen rekrutiren den größten Theil ihrer Leser aus dem Kleinbürgerthum, das auch bei Wahlen das stärkste Kontingent zu den radikalen Stimmen stellt. Der Anhang des Radikalismus unter den Arbeitern ist im Abnehmen begriffen, der Sozialismus zieht dieselben mehr und mehr an sich, da die bürgerliche Demokratie nicht genug bietet. Die Mittel- und Großbourgeoisie dagegen ist seit langem in die Reihen des Konservatismus und der Reaktion geflüchtet und betrachtet den Radikalismus als selbstmörderische Kezerei.

So ist und bleibt die äußerste Linke im Wesentlichen die Partei des unzufriedenen Kleinbürgerthums und muß Schritt für Schritt mit dessen Vernichtung zu Grunde gehen. Wie dieses allmählich in das Proletariat aufgelöst wird, so müssen die Radikalen, wenn sie das Banner der wahrhaft demokratischen Grundsätze hoch halten wollen, ihr Heil in dem Anschluß an die sozialistische Arbeiterpartei suchen.

Der Führer der Radikalen scheint den Mahnruf der Lage nicht zu verstehen und so wird die Arbeiterpartei die Stellung einnehmen, welche die bürgerliche Demokratie räumt.

Da zur Zeit die französischen Sozialisten der ihnen zufallenden Aufgabe noch nicht völlig gewachsen sind, so bewahrt vor der Hand die radikale Partei und Clémenceau als der Größte unter den Kleinen der französischen Politiker noch immerhin eine beachtenswerthe Bedeutung. Der Ausgang der Sozialisten bedeutet den Niedergang der rein bürgerlichen Radikalen, ihr Triumph deren Tod.

## Ueber die Gründung des Leipziger Allgemeinen Arbeitervereins.

der bekanntlich den ersten Anstoß zum Auftreten Lassalle's gab, sprach der nach den Vereinigten Staaten ausgewanderte alte Fritzsche kürzlich vor der sozialistischen Sektion von Baltimore.

Nach einem uns vorliegenden Berichte führte er ungefähr das Folgende aus:

Dr. Dammer und vier andere Herren hatten Schneider Weitzling's Schriften zusammen gelesen und kamen so auf kommunistische Ideen und zur Schaffung des Fortbildungsvereins. Den Arbeitern hatte man zwar immer gesagt, daß Bildung frei mache, aber die Bildung, die man ihnen bot, war eine falsche. Dann kam in den jungen Verein Entzweiung hinsichtlich politischer Fragen. Das Endresultat war die Schaffung des Vereins „Vorwärts“ und daraus entwickelte sich nach und nach die Partei.

Die ersten Arbeiterversammlungen verliefen zum Theil resultatlos, weil man sich zu hohe Ziele gestellt. Der Nationalverein trat zu Eisenach zusammen und verwarf einen Antrag, wonach jeder Arbeiter aufgenommen werden sollte. Redner schilberte sehr eingehend die Lage und bemerkte dazu, daß Dr. Heine von Leipzig gesagt, daß man „Rad“ nicht aufzunehmen brauche — wenn es zum Barrikadenbau käme, würde es sich so wie so zeigen.

Dann kam die zweite Nationalvereins-Versammlung im Jahre 1862. Redner und ein Freund waren Delegirte. Zu Berlin ersuchten sie Löwe, für direktes und gleiches Wahlrecht einzutreten. „Wenn Sie das von der Fortschrittspartei fordern“, lautete die Antwort, „werden Sie wenig Glück haben. Stadtrath Streckfuß ist damit schon durchgefallen.“ Auf ähnliche Schwierigkeiten stießen die Delegirten bei anderen hervorragenden fortschrittlichen Parlamentariern. Aber doch machte sich in der nächsten Sitzung des Zentralkomitees, als Bericht erstattet wurde, die Frage geltend, daß jeder Mensch in dem Staate, in dem er sich aufhalte, die gleichen Rechte genießen solle. Davor erschraf sogar ein Schulze-Delitzsch. Aber die Arbeiter waren dann kräftig genug, die Reaktion und die sogenannten Fortschrittspartei zu brechen.

Ferdinand Lassalle wirkte seiner Zeit für die Arbeiterbewegung durch Vorlesungen. Wir wandten uns schriftlich an ihn, nachdem wir beschlossen, ihn zu engagiren. Er antwortete, er könne nicht kommen, da sein Vater todt gestorben. Schulze-Delitzsch wurde eingeladen, mit uns in Leipzig über Arbeiterfragen zu diskutieren. Ein Komitee wurde gebildet, ihn abzuholen und die ganze Sache zu



leiten — es handelte sich um nichts geringeres als einen Arbeiterkongress. Lassalle wurde nochmals angegangen, darauf aufmerksam gemacht, daß die Arbeiterbewegung jetzt zum entscheidenden Schritte gereift sei; er solle die Leitung übernehmen. Er antwortete, daß er einer offiziellen Einladung durch ein Komitee harre. Ein solches wurde gebildet, schrieb an ihn und erhielt das weltgeschichtlich gewordene „offene Antwortschreiben.“

Dann begannen die direkten Anfeindungen für das freisinnige Element, und die Verfolgungen. Ueberall, gerade auch stark in der Fortschrittspartei, machten sich Arbeiterfeinde geltend. Schulze-Delitzsch erwies sich als sehr „zweifelhaft.“ Er meinte, daß der Arbeiter sparen solle. Womit sparen, wenn er blutwenig verdiente und Produktiv-Assoziationen, weise gebildet und ernstlich betrieben, nicht den gebührenden Anklang fanden?

Lassalle kam nach Leipzig und sprach in einer Versammlung, welche aus allen Theilen Deutschlands besandt wurde. Viele Teilnehmer bekannten sich zum Sozialismus und am Pfingsttag 1863 wurde die allgemeine deutsche Arbeitervereinigung gegründet, um gleich darauf von allen Seiten angegriffen zu werden. Verschiedene Gegendemonstrationen fanden statt. Das führte zu Tumult, Ausschluß einzelner Redner, gab aber auch den wirklichen Arbeitervereinen den richtigen Inhalt und in passenden Schriften wurde der damit gelieferte gute Samen über die ganze Welt verstreut. Das waren ungefähr die ersten Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung.

Wie das noch bei den Anfängen fast aller großen kulturgeschichtlichen Bewegungen der Fall war, sind sie in jeder Hinsicht recht bescheidener Art gewesen. Aber die Verhältnisse und der nie wankende Muth der Anhänger brachte es bald dahin, daß die anfangs schwache und verspottete Bewegung mächtig und gefürchtet wurde.

## Sozialistengefehlliches.

**Nicht genehmigt.** Die zu Sonntag, den 10. d. M., von Herrn A. Becker projektirte öffentliche Versammlung sämtlicher Rohrleger Berlins erhielt die polizeiliche Genehmigung nicht. Die Gründe, weshalb die Genehmigung nicht erteilt, sind leider unbekannt. Dafür haben wir, jedenfalls als schmerzlichen Mittel, die Genehmigung zu einer Fachvereinsversammlung zu obigem Datum erhalten.

**Die öffentliche Kommunalwählerversammlung für den 14. Wahlbezirk,** welche am Dienstag Abend im Konzerthaus „Sanssouci“ stattfand, wurde wiederum vom überwachenden Polizeibeamten auf Grund des Sozialistengesetzes aufgelöst. Die Versammlung war behufs Aufstellung eines Kandidaten für die am 12. Juni stattfindende Wahl eines Stadtverordneten einberufen worden. Der Vorsitzende, Herr Winter, theilte mit, daß die polizeiliche Genehmigung zur Abhaltung der Versammlung erst Abends gegen 8 Uhr erfolgt sei, aus diesem Grunde sei die Versammlung nicht an den öffentlichen Anschlagtafeln bekannt gemacht worden. Das Wahlkomitee schlug der Versammlung den ehemaligen Gemeindeglehrer, nunmehrigen Zigarrenhändler Fritz Kunert, als Kandidaten vor. (Lebhafte Beifall.) Als Herr Kunert alsdann seine Rede begann und erklärte, auf wirtschaftlichem Gebiet sei er Sozialist, auf politischem Gebiet Demokrat, welcher die republikanische Verfassung anstrebe, löste der überwachende Beamte auf. Unter Hochrufen auf Kunert und die Sozialdemokratie ging die Versammlung auseinander.

**Auf Grund des Sozialistengesetzes verbot die Regierung** zu Düsseldorf die nichtperiodische Druckschrift: „Die Menschenrechte. Ein Begleiter für diese Welt der Komödie.“ Von Otto Spielberg. Jährlich 1888. Verlagsmagazin (J. Schabelitz). — Ferner der Regierungspräsident von Potsdam das Flugblatt mit der Ueberschrift: „Parteiengenossen! Arbeiter! Mitbürger!“ und mit dem Schlußsatz: „Hoch lebe die unbesiegbare, internationale Sozialdemokratie!“

**Ludwigshafen, 1. Juni.** Heute Vormittag wurde durch die gesamte Polizeimannschaft und Gendarmerie unter Zuhilfenahme vieler Zivilpersonen eine umfangreiche Hausdurchsuchung bei den Sozialdemokraten vorgenommen. Circa 30—40 Haushaltungen

wurden durchsucht. Wie wir erfahren, sollen kürzlich von Kiel einige Pakete sozialistischer Schriften dorthin geschickt worden sein und diese den Grund zu dieser umfangreichen Suche abgegeben haben. So viel bekannt, wurden mehrere Broschüren und Zeitschriften sozialdemokratischer Tendenz beschlagnahmt, weiter nichts. — Neue Hausdurchsuchungen fanden am Montag in **Wormen** nach verdorbenen Schriften statt. Bei der Frau eines in Haft befindlichen Sozialdemokraten wurde nach einem großen Paket sozialistischer Schriften gesucht. Die Hausdurchsuchung waren resultatlos. — Wenn das so weiter geht, wird die Voruntersuchung im Elberfelder Sozialistenprozess vorerst noch nicht geschlossen werden können.

**Ausweisung.** Der aus Stettin auf Grund des Sozialistengesetzes ausgewiesene Böttcher Albert Schmidke hatte zu Pflingten seine in Stettin ansässige Frau und drei Kinder „heimlich“ beilicht. Durch Zufall wurde die Sache in Stettin bekannt. — Frau Schmidke war bei der Stadt um Unterstützung eingekommen und zufällig brachte ein Schutzmann die Antwort auf das Gesuch. Der Beamte bemerkte Herrn Schmidke und verhaftete ihn sofort trotz des Geschreis seiner Kinder. Herr Schmidke wohnte in Reinickendorf und arbeitete in Berlin in der Anklamerstraße beim Böttchermesster Klugler. Am Montag wurde Herr Schmidke auf das Amtsbureau in Reinickendorf zitiert, woselbst ihm eröffnet wurde, daß er auf Grund des Sozialistengesetzes aus dem Gebiet des Berliner kleinen Belagerungszustandes ausgewiesen sei.

**Gewerkschaftsprozess der Töpfer.** Nicht lange nachdem der Maurerprozess sein Ende erreicht haben wird, beginnt vor derselben Strafkammer, in denselben Räumen, der Gewerkschaftsprozess der Töpfer. Derselbe beginnt am 18. Juni und dürfte ebenfalls längere Zeit in Anspruch nehmen, da **14 Personen angeklagt** sind. Die Angeklagten dürften, da sie sämtlich unbemittelt sind, recht schwer durch die Verteidigungs- resp. Gerichtskosten betroffen werden, und warum? Nun, das wird die Verhandlung lehren.

(Die Versammlungs-Auflösungen s. in der Beilage.)

## Briefkasten.

Wir bitten die **Vereinskassierer**, möglichst bald die letzten Monate abzurechnen.

**Expediteur.** Dadurch, daß unser Expedient vor 14 Tagen seine Strafe wegen Scheimbündelerei angetreten hat, mögen wohl einige Verzögerungen in der Abfindung eingetreten sein.

Allen Männern der Arbeit empfehle mein  
**Weiss- u. Bairisch-Bier-Lokal.**  
W. Haugk, Weinstraße 22.

**Sophas, Divans**  
und **Plüschgarnituren,**  
sowie alle Arten Polstermöbel auf Theilzahlung. Unpolstern u. reell und preiswerth.  
**C. Wildberger**  
Tapezierer und Dekorateur,  
Berlin S., Kommandantenstr. 60.

**E. Kuntze,**  
Stalitzerstr. 18. (Zum lustigen Stiefel) empfiehlt seinen reichhaltigen und kräftigen Frühstück- u. Mittagstisch mit Bier 50 Pf. Abendstisch nach Auswahl zu soliden Preisen.

Glaserei und Bildereinrahmung, Bilder-Verkauf v. A. Bebel, Gruppenbildern, Lassalle und Marx, in Del und Schwarzdruck, Pendant. Neu: Lassalle! Präsident d. Allg. deutsch. Arbeitervereins. Aufträge nach außerhalb werden prompt besorgt.

**R. Scholz,**  
Wrangelstraße 32.

**Cigarren u. Tabake**  
reichhaltiges Lager  
von  
**C. Klein.**  
15. Ritterstraße 15.  
Daselbst Zahlstelle der Gärtler u. Bronceure (E. S. 60.)

**Cigarren- und Tabaks-Fabrik**  
von  
**H. Gumpel,**  
Berlin N. O., Barnimstr. 42.  
Lager von Rauch-, Kau- und Schnupftabak, sowie russischer und türkischer Cigarretten.

Freunden und Gönnern in  
**Halberstadt und Umgegend**  
die ergebene Mittheilung, daß ich neben meiner Van- und Möbeltschlerei ein **Sarg-Magazin** errichtet habe. In dem ich in allen Theilen nur reelle, in meiner Werkstatt gefertigte Arbeit zu liefern verspreche, erlaube ich bei etwaigem Bedarf sich meiner Gültigkeit erinnern zu wollen.

Hochachtungsvoll  
**F. Gerlach, Tischlermeister,**  
Am Kull.

Freunden und Bekannten empfehle mein  
**Weiß- und Bairisch-Bier-Lokal,**  
Frühstück, Mittagstisch nach Auswahl 45 Pf. Abendstisch nach Auswahl 30 Pf. Vereins-Zimmer zu vergeben.  
**Herm. Liewald, Mariannenstr. 46.**

**An die Wähler des 37. Kommunalwahlbezirks!**

Zur Beachtung, daß die Wählerliste für den 37. Kommunalwahlbezirk im Lokale zum **Nordstern, Demminerstraße 60,** zur Einsicht ausliegt.

Pflicht eines jeden Genossen ist es, zu sehen, ob sein Name richtig in der Wählerliste eingetragen ist. Hauptächlich müssen diejenigen nachsehen, welche verzogen sind und im April 1887 im Bezirk gewohnt haben, da sie nach den §§ 5 und 20 der Städteordnung dort wahlberechtigt sind.

## Internationale Bibliothek

Verlag von J. G. B. Dietz, Stuttgart.

Band VI.: **August Bebel, Charles Fourier.** (Preis elegant gebunden M. 2,50) liegt beendet vor.

Nunmehr gelangt zur Ausgabe:

**Max Schippel,** das moderne Elend und die moderne Ueberbevölkerung. Zur Erkenntniß unserer sozialen Entwicklung. (Complet in 3 Hefen à 50 Pf.)

Das erste Heft ist bereits erschienen, das zweite gelangt am 10. Juni zur Ausgabe.

Zu beziehen durch die Expedition des „**Berliner Volksblatt**“, Zimmerstraße 44.

## Aufforderung!

Alle diejenigen Genossen, die mit thätig sein wollen in der Wahlbewegung zur Kommunalwahl am 12. Juni cr., mögen sich bei einem der unterzeichneten Mitglieder des Wahlkomitees melden.

**Für den 14. Kommunalwahlbezirk**

**G. Blum,** Wrangelstraße 10, v. 2 Tr.  
**S. Schmidt,** Manteuffelstr. 40 v. 4 Tr.  
**R. Frank,** Restaurant Pappe, Heinrichsplatz.  
**R. Hoffmann,** Dranienstr. 52, S. r. part.  
**F. Winter,** Manteuffelstr. 6, III.

**Für den 24. Kommunalwahlbezirk**

**F. Dölze,** Rüdersdorferstr. 57, II.  
**S. Raehler,** Koppenstr. 35, II.  
**A. Lehmann,** Friedrichsfelderstr. 43, v. III.  
**S. Laske,** Rüdersdorferstr. 20, parterre.  
**R. Meyer,** Rüdersdorferstr. 20, I.

**Für den 37. Kommunalwahlbezirk**

**G. Splettschöfer,** Oberbergerstr. 35, 2 Tr.  
**R. Blauß,** Ruppinerstr. 29 im Keller.  
**F. Wagner,** Brunnenstraße 77a, Hof 2 Tr.  
**A. Hinke,** Demminerstraße 8, Hof 1 Tr.  
**D. Thierbach,** Rheinsbergerstr. 29, 2 Tr.

## Große Kommunalwähler-Versammlung

für den 24. Kommunal-Wahlbezirk.

Sonnabend, den 9. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, in den königstädtischen Bierhallen, Große Frankfurterstraße 30.

Tagesordnung:

**Aufstellung eines Kandidaten.**

Mögen sich alle Arbeiter des 24. Bezirks zu dieser entscheidenden Versammlung, der einzigen, die in dem Bezirk zu ermöglichen war, einfinden.

**Das Wahlkomitee.**

Die von Mitgliedern des Fachvereins gegründete  
**Produktiv- und Rohstoff-Genossenschaft**  
der Schneider zu Berlin (E. G.)

**30 Zimmerstrasse 30**

empfehl ich einem geehrten Publikum zur Anfertigung von Herren-Garderoben jeder Art. Reichliche Auswahl in- und ausländischer Stoffe.

Reelle Bedienung, guten Sitz, solide Preise garantiert der Vorstand.

Gleichzeitig machen wir auf unser reichhaltiges Lager: Frühjahr- und Sommerpaletots, aufmerksam. Um zu räumen herabgesetzte Preise!

Bei meiner Abreise nach Amerika mit meinen Kindern sage ich allen Freunden und Bekannten, insbesondere meinen Gesinnungsgenossinnen und Genossen, ein **vielmaliges herzliches Lebewohl.**

Und noch einmal innigsten Dank für die mir bewiesene hilfreiche Theilnahme und die Liebeszeichen mannigfacher Art, die mir zu theil geworden sind bis zur letzten Stunde.  
**Frau Florentine Cantius-Lange**  
nebst Kindern.

## An die Tischler Berlins.

Die Kollegen werden ersucht, so schnell als möglich die kurrirrenden **Sammellisten** für die streikenden Tischler in Hamburg und Halberstadt so schnell als möglich abzuliefern, da weitere Listen nicht mehr ausgegeben werden dürfen.

Die Kommission der Tischler Berlins.

**Verein zur Unterstützung erkrankter Mitglieder der Maurer Berlins.**

Sonntag, den 10. Juni, Vormittags 10 Uhr, im **Königsstadt-Kasino, Holzmarktstraße 72.**

## Mitglieder-Versammlung.

Tagesordnung:  
1. Abrechnung des Kassirers vom Monat Mai.  
2. Vortrag des prakt. Vertreters und Direktors vom Kur-Bad, Herrn Canis, über Hals- und Lungeneriden, ihre Ursachen und Heilung nach den Grundsätzen der Naturheilkunde.  
3. Diskussion und Fragekasten.  
4. Verschiedenes und Vereinsangelegenheiten.  
Gäste haben Zutritt, Mitglieder werden aufgenommen.  
**Der Vorstand.**

## Fachverein der Tischler.

Sonnabend, d. 9. Juni, Abends 8 1/2 Uhr, in **Jordan's Salon, Neue Grünstr. 28.**

## Versammlung.

Tagesordnung:  
1. Gewerkschaftliches.  
2. Vereinsangelegenheiten.  
3. Fragekasten.  
Neue Mitglieder werden in der Versammlung aufgenommen.  
**Der Vorstand.**

## Fachverein der Steinträger Berlins.

## General-Versammlung

Sonntag, d. 10. Juni, Vormittags 10 1/2 Uhr, in **Scheffer's Salon, Inselstr. 10, 2 Tr.**

Tagesordnung:

1. Abstimmung über den Antrag Noack betreffs der Austrittung der Beiträge zum Generalfonds.  
2. Wahl des **gesamten Vorstandes.**  
3. Verschiedenes und Fragekasten.  
Einladungskarten zu dem am 21. Juli stattfindenden Stiftungsfest werden ausgegeben.  
Der Wichtigkeit der Tagesordnung wegen ist es Pflicht eines jeden Mitgliedes zu erscheinen.  
**Der Vorstand.**

## Arbeitsnachweis für Tischler.

Der vom Fachverein der Tischler begründete Arbeitsnachweis befindet sich **Alte Jakobstr. 38** im Restaurant Schumann. Die Arbeitsvermittlung geschieht für Meister und Gesellen (auch Nichtmitglieder des Vereins) **unentgeltlich.** Die Adressenausgabe erfolgt an **Wochentagen von 9 bis 10 Uhr Abends, Sonntags von 9 bis 11 Uhr Vormittags.** Da sich die vier Kassirer der „Ordnungskasse der Tischler und Pianoortearbeiter Berlins“ verpflichtet haben, sich ihrerseits jeder Adressenausgabe zu enthalten, ersuchen wir, **nur den obengenannten Arbeitsnachweis** zu benutzen. **Der Vorstand.**



[Nachdruck verboten.]

## Die Arbeitslosigkeit.

(Le chômage.)

Von Emile Zola.

Ins Deutsche überfetzt von C. J.

(Schluß.)

III.

Die Frau des Arbeiters ist heruntergestiegen, sie steht an der Hausthür, die Kleine schläft oben. Die Frau ist mager, sehr mager, sie trägt einen dünnen Kattunrock. Die eisigen Windstöße bringen ihre Zähne zum Klappern. Sie hat nichts mehr, was sie forttragen könnte. Alles ist im Leibhaus. Acht Tage ohne Arbeit genügen, die Wohnung eines Proletariats gründlich zu leeren. Am gestrigen Abend hat sie bei einem Trödler die letzten Federn ihres Bettes verkauft; das Bett ist auf diese Weise nach und nach, Hand für Hand dahingegangen, jetzt ist ihr nur noch der Ueberzug geblieben. Sie hat ihn vor das Fenster gehängt, damit es nicht so zieht, denn die Kleine hustet gar arg.

Ohne ihrem Mann ein Wort zu sagen, ist auch sie Arbeit suchen gegangen. Aber die Arbeitslosigkeit lastet noch härter auf der Frau als auf dem Mann.

Auf ihrem Korridor wohnen unglückliche Weiber, welche sie die ganze Nacht hindurch schluchzen hörte. Eine davon hat sie an der Straßenecke stehen sehen, sich mit Winken den Vorübergehenden feilbietend, eine Andere ist gestorben, eine Dritte ist verschwunden.

Sie hat zum Glück noch einen guten Mann, der nicht trinkt. Es würde ihnen gut gehen, wenn die vielen „Saurer-Gurken-Zeiten“ sie nicht um Alles gebracht. Jetzt hat sie allen Kredit erschöpft; sie schuldet dem Bäcker, dem Krämer, der Grünwarenfrau, sie wagt nicht einmal mehr, an den Läden vorüber zu gehen. Heute Nachmittag ist sie zu ihrer Schwester gelaufen, um eine Mark zu leihen, aber sie hat auch da ein solches Elend gefunden, daß sie kein Wort über die Lippen brachte und in Schluchzen ausbrach. Sie und die Schwester haben lange zusammen geweint, und beim Fortgehen versprach sie ein Stück Brod zu bringen, wenn ihr Mann mit Etwas heimkäme.

Aber der Mann kommt nicht. Der Regen fällt und sie flüchtet sich unter das Thor. Zu ihren Füßen bilden sich Wasserlachen, in die große Tropfen niederplätschern, ein feiner Wasserstaub dringt durch die Kattunfäden. Dann und wann verliert sie die Geduld, trotz des Unwetters tritt sie heraus, geht bis an das Ende der Straße, um zu sehen, ob der, den sie erwartet, sich noch nicht von fern auf dem Fahrweg zeigt. Wenn sie zurückgeht, so ist sie ganz durchnäßt, sie streicht mit der Hand über das Haar, um es zu trocknen, sie geduldet sich wieder für Minuten, und von Fieberchauern geschüttelt wartet und wartet sie weiter.

Das Kommen und Gehen der Passanten drängt sich an ihr vorüber. Sie macht sich ganz klein, damit sie Niemand belästigt. Männer schauen ihr in's Gesicht, sie fühlt manchmal einen heißen Athem über ihren Nacken streichen. Das ganze verdächtige, zweideutige Paris, die Straße mit ihrem Roth, ihrem grellen Lichtschein, ihrem Wagengerassel scheint sie packen zu wollen, um sie in die Gasse zu schleudern. Sie hungert, sie gehört einem Jedem. Gegenüber ist ein Bäcker, und sie denkt an die Kleine, welche oben schläft.

Als sie dann endlich ihren Mann erkennt, welcher wie ein Verbrecher an den Häusern entlang streicht, stürzt sie ihm entgegen und schaut ihn angstvoll fragend an:

„Nun?“ stammelt sie.

Der Mann antwortet nicht und läßt den Kopf hängen. Da steigt sie zuerst, blaß wie eine Todte, die Treppe hinan.

IV.

Oben schläft die Kleine nicht mehr. Sie ist erwacht und grübelt bei einem Lichtstümpchen, das ihr gegenüber auf der Tischdecke im Sterben liegt. Niemand kann sagen, welche ungeheuerlichen und herzerreißenden Gedanken über das Gesicht des siebenjährigen Mädchens ziehen, mit den verwelkten, ernstesten Zügen einer reifen Frau.

Sie sitzt auf dem Rand des Koffers, der ihr als Lager dient. Ihre nackten Füße hängen herab und zittern vor Frost. Die kraftlosen, welken Händchen ziehen die Lumpen über der Brust zusammen, mit denen sie zugebedt ist. Dort fühlt sie ein Brennen, ein Feuer, das sie löschen möchte. Sie grübelt.

Sie hat nie Spielsachen gehabt. Sie kann nicht in die Schule gehen, weil sie keine Schuhe hat. Sie erinnert sich, daß sie als kleines Kind von der Mutter in die Sonne geführt wurde. Aber das ist schon lange her. Sie haben ausziehen müssen, und von da an scheint es, daß ein kalter Wind über das Haus geweht hat. Seit der Zeit ist sie nie mehr froh geworden, sie hat immer gehungert.

Sie grübelt über eine tiefe Frage, die ihr unverständlich ist. Ob wohl alle Leute hungern? Sie hat doch versucht, sich daran zu gewöhnen und hat es nicht gelernt. Sie denkt, daß sie noch zu klein ist, daß man groß sein muß, um das lernen zu können. Ihre Mutter weiß gewiß,

was man den Kindern verheimlicht. Wenn sie nur den Muth hätte, so würde sie die Mutter fragen, wer denn die Leute so in die Welt setzt, damit sie hungern.

Dann ist es bei ihnen so häßlich. Sie schaut das Fenster an, vor dem der Bettüberzug flattert, die nackten Wände, die wackligen Möbel, den ganzen schwachvollen Jammer einer Dachwohnung, welcher die Arbeitslosigkeit noch das Mal der Verzweiflung ausdrückt. In ihrer Unwissenheit glaubt sie von warmen Zimmern mit schönen, glänzenden Gegenständen geträumt zu haben, sie schließt die Augen, um das Alles nochmals zu sehen, und durch ihre abgekehrten Lider fällt das Kerzenlicht als großer, goldiger Schein, in den sie sich flüchten möchte. Aber der Wind bläst draußen, ein starker Luftstrom fährt durch das Fenster, und sie wird von einem heftigen Hustenanfall ergriffen. Sie hat die Augen voller Thränen.

Zu früher fürchtete sie sich, wenn man sie ganz allein ließ, jetzt weiß sie es selbst nicht mehr. . . Alles ist ihr gleich. Da sie seit gestern Abend nicht gegessen haben, so denkt sie, daß die Mutter heruntergegangen, um Brod zu holen. Der Gedanke belustigt sie. Sie will ihr Brod in ganz winzige Stückchen schneiden, die sie dann langsam, eins nach dem andern isst. So wird sie mit dem Brod spielen. . .

Die Mutter ist zurück, der Vater hat hinter sich die Thür zugedreht. Ganz erschaut schaut die Kleine Beiden auf die leeren Hände. Und da sie nichts sagen, so wiederholt sie nach einer Minute mit singender Stimme: „Mich hungert, mich hungert.“

In einem dunklen Winkel faßt sich der Vater mit beiden Händen an den Kopf. Er bleibt dort hocken, gebrochen, die Schultern von schwerem, lautlosem Schluchzen geschüttelt. Die Mutter, die ihre Thränen hinabwürgt, bringt die Kleine wieder zu Bett. Sie deckt sie mit allen Lumpen zu, deren sie in der leeren Wohnung habhaft werden kann. Sie bittet das Kind, artig zu sein und zu schlafen. Aber die Kleine, deren Zähne vor Kälte klappern, und die das Feuer in ihrer Brust stärker brennen fühlt, regt sich krampfhaft. Sie hängt sich ihrer Mutter an den Hals und fragt leise:

„Sag' Mütterchen, warum hungern wir nur?“

[Nachdruck verboten.]

## Madame Sermet.

Von Guy de Maupassant.

(Aus dem Französischen überfetzt von C. J.)

Die Wahnsinnigen ziehen mich unwiderstehlich an. Sie leben in einem seltsamen geheimnißvollen Traumreich, über welchem die schweren undurchdringlichen Nebel geistiger Unmacht lagern. Alles was sie im Leben gesehen, geliebt, gethan haben, beginnt hier für sie ein neues imaginäres Dasein, das sich all den Regeln und Gesetzen entzieht, welche sonst die Dinge beherrschen und die menschlichen Gedanken leiten.

Für die Wahnsinnigen ist Nichts unmöglich, Nichts unwahrscheinlich, für sie ist das Märchenhafte lebensvolle Wirklichkeit, das Uebernatürliche alltäglich. Die alte Schranke Logik, die ehrwürdige Mauer Vernunft und der altersgraue Wall, der die Ideen eindämmt und gesunder Menschenverstand heißt, sie alle zerfallen, zerfließen in tausend Trümmern an ihrer Einbildungskraft, die ziellos in wilder Freiheit durch das unermeßliche weite Reich der Fantasie streift und in fabelhaften Sprüngen vorwärts rast, ohne daß irgend etwas im Stande wäre, sie aufzuhalten. Für sie ist Alles möglich und muß Alles möglich sein. Mühselos bestiegen sie die Ereignisse, ohne Anstrengung brechen sie Widerstände, räumen sie Hindernisse aus dem Wege. Eine Laune ihres in Illusionen schwelgenden Willens genügt, sie in Fürsten, Kaiser, Götter zu verwandeln, ihnen alle Schätze der Welt, alle Annehmlichkeiten des Lebens zu Füßen zu legen, sie alle Genüsse kosten zu lassen, ihnen ewige Schönheit, Jugend und Liebe zu verleihen. Nur Wahnsinnige können auf dieser Erde glücklich sein, denn für sie existirt die Wirklichkeit nicht mehr. Es liegt ein unendlicher Reiz für mich darin, mich über ihren regellos umherwandernden Geist zu neigen, wie man sich wohl über einen Abgrund hängt, in dessen dunkelgähnender Tiefe ein unbekannter Strom walt und braust, von dem Niemand sagen kann, woher er kommt und wohin er geht.

Vergebens lauscht man über diese Spalten geneigt, denn nie wird man das Woher und Wohin des Stromes erfahren. Alles in Allem genommen, besteht er nur aus Wasser, wie es im Glanze des hellen Tageslichts offen dahinplätschert und rauscht, und wenn man es da unten einherströmen sieht, giebt sein Anblick keinerlei Aufschluß über das Absonderliche seines Laufes.

Ebenso bleibt es vergebliches Bemühen, den Gedankengang der Wahnsinnigen erforschen zu wollen. Alles in Allem genommen sind sogar ihre sonderbarsten Wahngelüste nur bereits bekannte Ideen, welche lediglich seltsam erscheinen, weil sie nicht durch die Vernunft mit einander verknüpft werden. Der launische Fluß ihrer Vorstellungen versetzt uns in Staunen und verwirrt uns, weil wir seine Quelle nicht sehen. Wahrscheinlich ist nur ein kleines

Steinchen in seinen Lauf gefallen, aber es genügt, das Rollen und Tosen zu erzeugen, das so seltsam an unser Ohr schlägt.

Trotz alledem ziehen mich, wie bereits gesagt, die Wahnsinnigen unwiderstehlich an. Wieder und wieder suche ich sie auf, das alltägliche, banal geheimnißvolle Dunkel, welches ihren wirren Geist umfassen hält, nimmt mich oft gegen meinen Willen gefangen.

\* \* \*

Als ich eines Tages eine bekannte Irrenanstalt besuchte, sagte der mich herumsührende Arzt:

„Warten Sie, ich werde Ihnen noch einen sehr interessanten Fall zeigen.“

Damit ließ er eine Zelle öffnen, in welcher eine etwa vierzigjährige, noch schöne Frau in einem kleinen Handspiegel musterte. Sobald sie uns bemerkte, fuhr sie empor, stürzte nach dem Hintergrund des Zimmers, ergriff einen Schleier, der über einen Stuhl geworfen lag und verhüllte sorgfältig ihr Antlitz. Darauf kam sie langsam zurück, unsere Grüße durch ein leichtes Neigen ihres Hauptes erwidern.

„Wie geht es Ihnen heut Morgen, gnädige Frau?“ fragte der Arzt. Sie seufzte tief auf:

„O schlecht, sehr schlecht Herr Doktor, die Zahl der Narben nimmt täglich zu.“

„Nein doch, nein,“ antwortete er ihr mit zuversichtlicher Miene, „Sie irren sich.“

Sie trat einen Schritt auf ihn zu und murmelte:

„Leider nein, ich bin meiner Sache gewiß. Ich habe heut Morgen zehn Narben mehr gezählt als sonst; drei auf der rechten, vier auf der linken Wange, dann noch weitere drei auf der Stirn. Es ist entsetzlich, jawohl, entsetzlich! Ich wage nicht länger, mich vor irgend Jemand zu zeigen, nicht einmal vor meinem eigenen Sohn, nein, nicht einmal vor ihm! Ich bin verloren, für immer entstellt!“

Sie ließ sich in den Fauteuil zurücksinken und schluchzte laut auf.

Der Arzt nahm einen Stuhl, setzte sich neben sie und sagte mit sanft tröstender Stimme:

„Nun, nun, zeigen Sie nur! Ich versichere Ihnen, daß die Narben Nichts zu sagen haben. Mittels einer kleinen Kauterisation, die ich sofort vornehme, werden sie unverzüglich verschwinden.“

Ohne ein Wort zu erwidern verneinte sie nur durch ein Schütteln ihres Hauptes. Der Arzt faßte nach dem Schleier, um ihn zu lüften, aber sie hielt denselben mit beiden Händen so fest, daß sich ihre Finger tief in den Stoff gruben.

Er suchte nun sie durch eindringliches Zureden zu beruhigen.

„Sie wissen doch recht gut, daß ich die häßlichen Narben fortschaffe, sobald sie sich zeigen, Niemand hat sie noch bemerkt, wenn ich Sie behandelt habe. Aber Sie müssen die kranken Stellen untersuchen lassen, denn sonst kann ich Ihnen nicht helfen.“

„Ihnen will ich die Flecken noch allenfalls zeigen“ murmelte sie, „aber ich kenne den Herrn nicht, welcher Sie begleitet.“

„Es ist auch ein Arzt, welcher Ihr Uebel noch besser versteht als ich selbst.“

Daraufhin ließ sie sich den Schleier vom Gesicht ziehen, aber die Angst, Aufregung und Scham, gesehen zu werden, machten sie bis zu den Haarwurzeln erröthen. Sie schlug die Augen nieder, wendete das Antlitz bald rechts, bald links, um unseren Blicken auszuweichen und stammelte:

„O, ich leide entsetzlich darunter, mich in einem solchen Zustande sehen zu lassen. Es ist schrecklich! Nicht wahr, es ist schrecklich?“

Ich betrachtete sie mit dem höchsten Erstaunen, denn in ihrem Antlitz war absolut Nichts zu entdecken, was es existiert hätte, es trug weder Zeichen noch Fleck, von einem Mal war so wenig zu bemerken wie von einer Narbe.

Mit noch immer niedergeschlagenen Augen wendete sie sich zu mir.

„Herr Doktor, sagte sie, ich habe mir die fürchterliche Krankheit zugezogen, als ich meinen Sohn pflegte, der an ihr darnieder lag. Er ist durch meine Pflege gerettet, aber ich bin entstellt. Meinem armen Kinde konnte ich wohl meine Schönheit opfern. Ich habe meine Pflicht erfüllt, mein Gewissen ist rein, der Himmel allein weiß, ob ich jetzt leide!“

Der Arzt hatte unterdeß einen kleinen Malerpinsel aus der Tasche gezogen.

„Lassen Sie mich nur gewahren, wendete er sich an die Dame, und Alles wird gut.“

Sie reichte ihre rechte Wange, und er fuhr mit leichten Strichen darüber hin, als ob er kleine Farbpünktchen auftragen wollte. Dann unterzog er die andere Wange, Kinn und Stirne der nämlichen Prozedur.

„Schauen Sie sich an, die Narben sind verschwunden, es ist auch keine Spur von ihnen zurückgeblieben!“ rief er schließlich aus.

Sie ergriff den Spiegel und betrachtete sich lange mit tiefster, gespanntester Aufmerksamkeit, mit einer gewaltigen Anstrengung und Sammlung ihr ganzes Wesens,



das offenbar etwas finden, etwas entdecken wollte, dann leuchtete sie:

„In der That, man bemerkt jetzt Nichts, ich bin Ihnen zu unendlichem Danke verpflichtet.“

Der Arzt hatte sich erhoben. Er verbeugte sich vor ihr, ließ sich vorausgehen und folgte mir auf dem Fuße nach. Sobald sich die Thür geschlossen hatte, sagte er:

„Ich will Ihnen die traurige Geschichte dieser Unglücklichen erzählen.“

Sie heißt Madame Hermet und war sehr schön und sehr kokett. Sie wurde viel bewundert und geliebt und fühlte sich sehr glücklich, zu leben.

Sie gehörte zu den Frauen, deren ausschließliche Stütze, einziger Leitstern und Trost ihre Schönheit, ihr Wunsch zu gefallen ist. Die beständige Sorge um ihre Frische, die Pflege ihres Gesichts, ihrer Hände und Zähne, kurz des kleinsten Theiles ihres Körpers, den sie zeigen konnte, nahm all ihre Zeit und ihre ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch.

Sie hatte einen einzigen Sohn und ward früh Wittwe. Obgleich sie ihr Kind zärtlich liebte, kümmerte sie sich doch um seine Erziehung nicht mehr und weniger wie alle Damen aus der großen Welt, die viel bewundert und umworben werden. Der Knabe wuchs heran, sie fing an zu altern. Ob sie wohl die verhängnisvolle Krise herannahen sah? Ich kann es nicht sagen. Betrachtete sie wie so viele Andere jeden Morgen stunden- und stundenlang prüfend die ehemals so feine, durchsichtige und klare Haut, welche sich jetzt unter den Augen in kleine Fältchen legte und tausend Anzeichen der beginnenden Vernichtung aufwies, die, heute noch kaum bemerkbar, mit jedem Tag, jedem Monat scharfer hervortreten? Sah sie auf der Stirn unaufhaltsam, langsam und sicher die langen Runzeln weiterschreiten, winzigen Schlangen gleich, für die es kein Hinderniß giebt? Erduldete sie die Folterqual des Spiegels, des kleinen Spiegels mit dem silbernen Griff, den man nicht aus der Hand legen kann, und den man schließlich fortzuschleudern, um ihn gleich darauf wieder zu ergreifen und nochmals nahe, ganz nahe die verhasste und lautlos vorwärtschreitende Verwüstung durch das Alter zu erkennen? Schloß sie sich wohl zehn-, zwanzigmal in einem Tage ein, verließ ohne Grund den Salon mit den plaudernden Freunden, um ihr Zimmer aufzusuchen, um dort unter dem Schutz von Schloßern und Riegeln immer wieder das Zerföhrungswort des reifen, dahinwinkenden Fleisches zu betrachten, um Verzweiflung im Herzen den Fortschritt des Uebels zu überwachen, das noch Niemand zu sehen scheint, aber das sie selbst nur zu gut kennt? Sie weiß, wohin das Alter seine schwersten Angriffe gerichtet, wo es die tiefsten Wunden geschlagen hat. Und der kleine runde Spiegel im ziselirten silbernen Rahmen sagt ihr entsetzliche Dinge; er spricht, er lacht, er spottet ihrer und prophezeit ihr die ganze Zukunft, mit all dem Jammer, den der körperliche Verfall in ihr wachruft, all den Qualen, mit welchen sie ihre eigenen Gedanken martern werden, bis ihr im Tode die Befreiungstunde schlägt. Wie oft wohl ist sie mit wund gerungenen Händen auf den Teppich ihres Zimmers niedergesunken und hat die Stirn gegen den Boden geschlagen, während sie den Schrei der Verzweiflung, der sich auf ihre Lippen drängte, zu ersticken suchte. Ohne Zweifel hat sie alle diese Qualen erduldet, denn hören Sie, was geschah:

Eines Tages, sie zählte damals fünfundsiebzig Jahr, erkrankte ihr fünfzehnjähriger Sohn. Er mußte das Bett hüten, aber der Arzt konnte nicht mit Bestimmtheit sagen, woher sein Leiden rührte, und welcher Natur es war. Sein Erzieher, ein Abbé, pflegte den Kranken und wich nicht von seinem Lager, während Madame Hermet nur Morgens und Abends nach dessen Befinden fragte.

Jeden Morgen kam sie im Schlafrock, lächelnd und stark parfümirt hereingerauscht und rief schon an der Thür: „Nun, mein Georg, geht's Dir besser?“

„Ja, lieb Mütterchen, ein wenig besser,“ antwortete das große Kind, welches mit glühendem, aufgedunsenem Gesicht vom Fieber verzehrt dalag.

Sie verweilte einige Augenblicke im Zimmer, betrachtete die Arzneifläschchen, während ein Pfui über ihre Lippen glitt, und rief dann plötzlich: „Aber mein Gott, beinahe hätte ich eine sehr dringliche Angelegenheit vergessen!“ Damit eilte sie hinaus, hinter sich eine Wolke feiner Wohlgerüche zurücklassend.

Abends erschien sie in defolletirter Toilette und hatte es noch eiliger, denn sie ward nie zur Zeit mit Ankleiden fertig. Es blieb ihr gerade noch knapp eine Minute, um zu fragen:

„Nun, was sagt der Arzt?“

„Er ist noch nicht im Klaren, gnädige Frau,“ antwortete gewöhnlich der Abbé.

Eines Abends jedoch ward ihr die Erwiderung: „Gnädige Frau, Ihr Sohn hat die schwarzen Blattern.“ Sie stieß einen durchdringenden Angstschrei aus und stürzte wie wahnsinnig davon.

Als die Kammerfrau am nächsten Morgen ihr Zimmer betrat, schlug ihr ein starker Geruch von verbranntem Zuder entgegen. Ihre Herrin lag noch im Bett, sie zitterte vor Furcht, starrte mit weitgeöffneten Augen vor sich hin und trug alle Spuren einer schlaflos verbrachten Nacht auf den bleichen Zügen.

Sobald die Läden geöffnet waren, fragte Madame Hermet:

„Wie befindet sich Georg?“

„O, gnädige Frau, heut geht es ihm durchaus nicht gut.“

Sie stand erst gegen Mittag auf, und als ob sie

selbst krank gewesen wäre, genoß sie nur zwei Eier und eine Tasse Thee. Darauf ging sie aus und erkundigte sich bei einem Apotheker nach den wirksamsten Schutzmitteln gegen eine Ansteckung mit den Blattern.

Erst als es Zeit zum Diner war, kam sie mit Fläschchen beladen zurück und schloß sich sofort in ihr Zimmer ein, wo sie sich mit allen möglichen Mitteln desinfizirte. Der Abbé erwartete sie im Speisezimmer, und sie ward seiner kaum ansichtig, als sie ihm auch schon mit vor Bewegung zitternder Stimme entgegenrief: „Nun?“

„O, nicht besser, der Arzt ist ernstlich besorgt.“

Sie brach in heiße Thränen aus und konnte auch nicht einen Bissen zu sich nehmen. Am nächsten Tage ließ sie schon am frühen Morgen Erkundigung über Georgs Befinden einziehen, aber sie erhielt keine tröstlichere Auskunft. Sie verbrachte die ganze Zeit auf ihrem Zimmer, in dem kleine Kohlenbeden rauchten und die Luft mit schweren Gerüchen durchschwängerten. Ihr Diener wollte gehört haben, daß sie den Abend hindurch laut stöhnte und schluchzte.

So verging eine volle Woche. Madame Hermet ging nur Nachmittags auf etliche Stunden aus, um frische Luft zu schöpfen, wohl zwanzigmal ließ sie den Tag über nach dem Befinden des Kranken fragen, und schluchzte bitterlich, wenn sie erfuhr, es gehe ihm schlecht.

Am elften Tage ließ sich der Abbé bei ihr melden und betrat mit ernstem, bleichem Gesicht das Zimmer.

„Gnädige Frau, Ihr Sohn ist dem Tode nahe, er wünscht Sie zu sehen,“ sagte er, ohne den ihm angebotenen Sitz anzunehmen.

Madame Hermet warf sich auf die Kniee und schrie laut auf:

„Erbarmen, Erbarmen, das wage ich nicht, das kann ich nicht wagen.“

„Der Arzt hat so gut wie keine Hoffnung mehr,“ fuhr der Priester fort, und Georg erwartet Sie.“

Damit verließ er das Gemach.

In dem Kranken dämmerte eine Ahnung des nahen Todes auf, und sein Verlangen, die Mutter zu sehen, ward leidenschaftlicher und dringlicher.

So betrat der Abbé zwei Stunden später abermals Madame Hermet's Zimmer. Er fand sie noch wie er sie verlassen, auf den Knieen liegend, in Thränen schwimmend und unaufhörlich die Worte wiederholend:

„Ich kann nicht . . . Nein . . . ich kann nicht . . . Ich fürchte mich zu sehr . . . Ich kann nicht . . .“

Er bemühte sich, sie zu einem Entschluß zu bringen, ihr Muth anzusprechen, sie fortzuziehen, Alles umsonst. Sie bekam schließlich einen nervösen Anfall, der lange anhält und sie laut schreien machte.

Gegen Abend kam der Arzt, und als er von dem Wunsche des Kranken und der Feigheit der Mutter hörte, erklärte er, er wolle sie mit Güte oder Gewalt an das Krankenbett führen.

Nachdem er vergebens alle Argumente erschöpft, nahm er sie in die Arme, um sie wie ein Kind zu ihrem Sohne zu tragen. Aber sie erfaßte die Thür und klammerte sich so fest daran, daß es unmöglich war, sie loszureißen.

Als man von ihr abließ, warf sie sich vor dem Arzt nieder, bat um Verzeihung und nannte sich selbst eine Elende. „O, er wird, er darf nicht sterben, rief sie, versprechen Sie mir, Doktor, daß er wieder gesund wird, ich flehe Sie an, sagen Sie ihm, daß ich ihn liebe, ihn anbete, daß . . .“

Der Jüngling lag im Todeskampf. Je näher er seine letzten Minuten fühlte, um so dringlicher ward das Begehren, der Mutter Lebewohl zu sagen. In Folge einer jener Ahnungen, wie sie Sterbenden oft eigenthümlich sind, verstand, errieth er Alles, was vorging. „Wenn sie sich fürchtet, mein Zimmer zu betreten, sagte er, so bitten Sie, daß sie wenigstens auf dem Balkon bis an mein Fenster kommt, dann kann ich sie doch sehen, ihr mit einem Blick Lebewohl sagen, wenn es mir schon nicht möglich sein soll, sie ein letztes Mal zu küssen.“

Der Arzt und der Erzieher lehrten zu der Mutter zurück.

„Sie wagen nicht das Geringste, gnädige Frau, versicherten beide. Sie sind ja durch eine Glasscheibe von Ihrem Kinde getrennt.“

Sie willigte nach langem Zaudern ein, auf den Balkon zu kommen, warf ein Tuch über den Kopf, ergriff ein Fläschchen mit Niesalzwasser und that drei Schritte auf dem Balkon vorwärts. Aber plötzlich schlug sie die Hände vor das Gesicht und stöhnte laut auf: „Nein, nein . . . ich kann nicht . . . ich kann nicht wagen, ihn zu sehen . . . nie . . . ich schäme mich zu sehr . . . meine Furcht ist zu groß . . . ich kann unmöglich! . . .“

Man wollte sie mit Gewalt vorwärtsziehen, aber sie klammerte sich krampfhaft an das Gitterwerk und stieß ein so gellendes, klagendes Geschrei aus, daß die in der Straße Vorübergehenden erschrocken herausblickten.

Und die Augen unverwandt auf das Fenster geheftet, wartete der Sterbende und wartete, um vor dem Scheiden ein letztes Mal das süße, geliebte Antlitz, das theure Antlitz der Mutter zu sehen.

Er wartete lange, und die Nacht dämmerte herein. Da lehrte er sein Gesicht der Wand zu und sprach kein Wort mehr.

Als der Morgen graute, war er todt.

Am nächsten Tage war Madame Hermet wahnsinnig.

## Die Presse unter der Herrschaft des Kapitalismus.

Die sechste Großmacht, so hat Napoleon I. die Presse genannt, die sich damals noch im Kindesalter und — im Zustande der kindlichen Unschuld befand.

Sie hat sich seither mächtig aufgebläht, die sechste Großmacht. Ihr Wachstum gehört zu den erstaunlichsten Dingen dieses Jahrhunderts. Wenn man die „große Zeitung“ von heute vergleicht mit dem Blättchen von damals, so ist der Unterschied nicht minder als zwischen der Postkutsche und dem Blitzzug.

Aber noch mehr als an Umfang, Zahl und Reichhaltigkeit ist sie gestiegen in der Depravation, in der moralischen Verkommenheit.

Lassen wir einige Leute sprechen, die darin kompetent sind. So schilderte neulich ein Eingeweihter der bürgerlichen Zeitungswelt die Pariser Presse so:

„Was jetzt in Paris ein richtiger Lump ist, der wird Journalist. Das ist in wenigen Worten das Resultat der Berichte, die jetzt aus der Seinestadt über die Zustände der dortigen Presse kommen. Dieselbe ist durch und durch korrupt und schamlos verlottert.“

Ein Beispiel wird zeigen, wie es gemacht wird. Vor etwa zwei Jahren kam eine elegante Abenteuerin von St. Petersburg nach Paris. Sie war an der Seine nicht bekannt, hatte auch nicht viel Geld, aber sie strebte nach der Präsidentschaft — nicht nach der im Elysee, aber nach der ersten Stelle in der „halben Welt“, die in Paris belanlich wichtiger und einflussreicher ist, als die ganze.

Es dauerte nicht lange, so hatte sie in ihrem Neze einen jungen Börsefänger gefangen, der ihr auf ihr Drängen große Summen Geldes ließ, alles in allem etwa 500 000 Franken.

Diese Summen legte die schöne Kleine ganz einfach in der Pariser Presse an. Eines schönen Morgens erschien in einem der gelesesten Boulevardblätter auf der ersten Seite ein drei oder vier Spalten füllendes Interview mit der „wunderbarsten Schönheit der Welt“. Nach der Versicherung des Blattes waren fast alle Monarchen, mit Ausnahme des spanischen Baby Königs und alle zehnjährigen Millionäre die Sklaven dieses Wunders. Am nächsten Tage beschrieb ein anderes Blatt die unerhörte Garderobe der Venus und so ging es fast eine ganze Woche lang.

Es dauerte keinen Monat, so bekam der Börsefänger zu seinem endlosen Erlaunen die 500 000 Franken zurück, die er der Göttin gepumpt hatte. Der Mann mag noch heute staunen, denn es war seine allererste Erfahrung dieser Art und wird wohl auch die letzte sein.

Das Geld kam in einem Briefe und in dem Briefe las man die Stelle: „Ich habe das ganze Geld an die Zeitungen gewandt, und Sie sehen, mit welchem Erfolge. Innerhalb 24 Stunden nach der Veröffentlichung jenes Interviews im F. . . erhielt ich den Besuch von etwa zwanzig reichen und hochstehenden Anbetern und Briefe und Geschenke kamen von dreißig oder vierzig mehr. Ich traf meine Auswahl unter den Herren und dieser engere Zirkel von Verehrern hat mir für meine halbe Million Franken bereits zwei Millionen eingebracht.“

„Heute ist die betreffende Dame“ satisch der strahlendste Stern der Pariser Halbwelt. Ihr „Hotel“, ihre Diamanten und Kutschen sind der Neid von Prinzessinnen. Sie giebt die Moden an und soll ein Vermögen von Millionen besitzen.“

„Das ist die Manier, wie es in den 81 täglichen Blättern von Paris gemacht wird. Kein Zweifel, daß diese niederträchtige Wirtschaft in kurzer Zeit den Ruin der Pariser Presse herbeiführen muß. Die schlimmste Seite dieses Zerföhrungsprozesses ist es ja, daß auch die besseren Blätter mitmachen müssen, der Konkurrenz wegen, um nicht bankrott zu werden. Nach meiner Ueberzeugung kommen die Hauptmaßnahmen fast aller Pariser Blätter aus unregelmäßigen und schimpflichen Quellen,“ sagt ein anerkannter Kenner der Pariser Verhältnisse. „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.“ So wird auch in Paris nach dem Untergang der faulen Presse die gute an's Ruder kommen — aber sie wird dann nichts zu essen finden, wie das der Tugend allemal passiert.“

Ja, das ist in dem Sündenpfehl an der Seine, mag man einwenden; aber wir, wir sind doch besser . . .

Nur gemacht! Wir könnten einwenden: gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen. Aber es ist besser, wir lassen wieder einen von der „Profession“ sprechen, wenn auch nicht gerade aus Deutschland, oder aus Oesterreich, wie neulich in unserem Artikel über „die gute Gesellschaft.“

Kürzlich fand in New-York ein sogenanntes „Presse-Diner“ statt. Bei dieser Gelegenheit wurde ein hervorragender New-Yorker Journalist aufgefordert, einen Toast auf „die unabhängige Presse“ auszubringen. Lange weigerte sich der Mann zu sprechen, endlich aber ließ er sich überreden, bemerkte, daß er bloß zu Vertretern der Presse und nicht öffentlich spreche, und sagte dann Folgendes:

„Es giebt nicht so etwas wie eine unabhängige Presse, ausgenommen vielleicht in kleinen Landstädten. Sie sind alle Sklaven. Sie wissen es und ich weiß es. Es befindet sich Keiner unter Ihnen, welcher wagen darf, eine ehrliche Meinung auszusprechen. Sie wissen im Voraus, daß eine solche niemals im Druck erscheinen würde. Ich bekomme hundertundfünfzig Dollars die Woche dafür, daß ich ehrliche Ansichten aus dem Blatte, an dem ich angestellt bin, fernhalte.“

Viele von Ihnen bekommen gleiche Gehalte für den gleichen Zweck. Wollte ich eine ehrliche Ansicht aussprechen, so wäre es mit meinem Berufe vorbei. Der Mann, der so närrisch wäre, eine ehrliche Ansicht zu



schreiben, befände sich am nächsten Tage ohne Beschäftigung auf der Strafe. Ein „leitender“ Journalist muß die Wahrheit verkünden, muß offen lügen, muß verleumden und zu den Füßen des Mammons liegen. Er muß sein Land und seine Mitmenschen für sein tägliches Brod, oder was ungefähr dasselbe ist, für seinen Gehalt verkaufen. Sie wissen dies, und ich weiß es, es ist deshalb lächerlich, einen Toast auf die „unabhängige Presse“ auszubringen. Wir sind die Werkzeuge und Diener der Reichen hinter den Koulissen. Wir sind Hampelmänner. Sie ziehen an der Schnur und wir tanzen. Unsere Zeit, unser Talent, unsere Fähigkeiten, unsere Aussichten sind das Eigentum Anderer. Wir sind geistig Prostituirte.“

Das ist ein Stückchen Selbsterkenntniß, wie man es selten trifft. Aber wahr ist es, vollständig wahr, was jener New-Yorker „leitende“ Journalist sagte, und es ist entsetzlich, daß es wahr ist. Ist es schon traurig genug, daß das Kapitalinteresse die Muskelkraft des Volkes gänzlich in seinen Dienst preßt — der Umstand, daß es auch die intellektuelle Kraft des Volkes verflaut, daß es die Quellen vergiftet, aus denen das Volk seine Erkenntniß gewinnt, ist entsetzlich.

Die Arbeiterpresse ausgenommen, giebt es keine Zeitung, welche nicht wesentlich oder willentlich über Alles, was auf dem Gebiete der sozialen Bewegung, der Arbeiterbewegung vorgeht, lügt, welche nicht absichtlich Alles entstellt, und das aus gar keinem anderen Grunde, als weil aus den Proben und Philistern mehr herauszuschlagen ist, als aus den Arbeitern.

### Der Staatsanwalt in dem berühmten Lieskeprozeß

befindet sich, wie wir der „Frankf. Ztg.“ entnehmen, in der Edelfischen Irrenanstalt zu Charlottenburg.

Ein Mitarbeiter des bürgerlich-demokratischen Blattes, Herr Holzbock, schildert das Zusammentreffen folgendermaßen:

Der ehemalige Staatsanwalt näherte sich uns. Das war also der Mann, der einst mit einer seltenen Geistesstärke einen der denkwürdigsten Prozesse geführt, dessen Schauplatz Frankfurt a. M. gewesen ist.

Die glänzendste, geistige That in der Laufbahn des Staatsanwalts bildete aber zugleich die Grundlage zu seinem geistigen Ende. Das fast fanatische Vertiefen in den Anlagestoff, die mit dem Prozesse verbundenen Aufregungen haben in dem starken Manne den Samen zu der immer mehr und mehr um sich greifenden Umnachtung seines Geistes gelegt oder die etwa vorhandene Krankheitsdisposition zur Entwicklung gebracht. Der Staatsanwalt wurde ein Opfer seiner Anklage. Mit fallender Stimme erzählte uns der Ankläger, wie er in Folge der Hunderte von Drohbrieffen, die er nach dem Prozesse erhielt, von Frankfurt a. M. nach Berlin als Kammergerichtsrath versetzt worden sei. Die Ursache seines geistigen Leidens füllte auch jetzt noch sein wirres Denken aus; es schien ihm ordentlich eine Erleichterung, über den Prozeß, in dem er eine so hervorragende Rolle gespielt hatte, sprechen zu können.

„Herr Kammergerichtsrath! Haben Sie jetzt noch die feste Ueberzeugung, daß Lieske das Verbrechen, dessen er angeklagt wurde, begangen, und den mit der Verfolgung der Mitglieder der Umsturzpartei betrauten Polizeirath wirklich ermordet hat? Ist es nicht möglich, daß Lieske, wie vielfach angenommen wird, nur ein Mitschuldiger, nicht aber der Thäter selbst war?“

„Ich habe die feste Ueberzeugung, daß Lieske zum Mindesten der Mitthäter ist. Monate lang habe ich mich mit dem Anlagematerial beschäftigt; die letzten zwei Wochen vor der Verhandlung habe ich mich ausschließlich Tag und Nacht ohne Rast mit dem Lieske-Prozeß befaßt, alle anderen Anklagen ruhen lassen, und — mein ganzes Denken und Können diesem Morde gewidmet, und schon damals, noch bevor in der öffentlichen Verhandlung das Belastungsmaterial sich immer und mehr anhäufte, war in mir die Meinung befestigt, daß Lieske mit Hand angelegt hat.“

Der Kammergerichtsrath sprach die einzelnen Sätze zwar mit stöcker, aber doch verständlicher Stimme. Nur hin und wieder schien ihm zur Ergänzung eines Satzes ein Ausdruck zu fehlen, den er aber, wenn auch manchmal nach sekundenlangem Besinnen schließlich doch stets fand und richtig anwandte.

„Soweit ich mich erinnere, Herr Kammergerichtsrath, soll Lieske nach der Verhandlung ein Geständniß seiner That abgelegt haben.“

„Nach der Verhandlung rief er mir zu: „Herr Staatsanwalt, Sie werden kein Todesurtheil mehr beantragen.“ Das, was er damit meinte, ist zwar nicht in Erfüllung gegangen, kein Mitglied seiner Partei hat mich trotz der Drohbrieffe an ihm gerächt. Allein er hat doch Recht behalten, ich kam ja als Kammergerichtsrath nach Berlin, und jetzt werde ich wohl Zeit meines Lebens kein Todesurtheil mehr beantragen.“

Er senkte nach diesen Worten das Haupt, bis die Lippen aufeinander und stand, die gefalteten Hände nach vorn haltend, lange nachdenklich da. Fast schien es, als ob er in diesem Augenblicke das Entsetzliche seines Daseins ganz erfaßt hätte.

Nach einer schrecklichen Pause nahm er selbst die Unterhaltung wiederum auf. — — — Merkwürdig, so lange ich noch Staatsanwalt war, habe ich täglich Duzende von Drohbrieffen erhalten; seitdem ich von Frankfurt weg und als Kammergerichtsrath nach Berlin kam, wurde mir

nicht ein einziger Drohbrieff zugesandt. Ja, und was das Geständniß von Lieske anbetrifft, so verhält sich das so. Einige Zeit nach seiner Verurtheilung hatte ich eine Unterredung mit ihm, und da gestand er mir allerdings zu, daß er zugegen gewesen sei, als der Mord vollbracht wurde.“

„Hielten Sie den Lieske für eine verbrecherische Natur oder für einen Verführten?“

„Entschieden für einen Verführten und einen Fanatiker. Lieske war ein junger Mensch von 21 Jahren, und, wie ich glaube, sehr leicht zu leiten und zu beeinflussen. In der Unterredung, in welcher er ein theilweises Geständniß ablegte, sagte er mir selbst, daß er durch eine Karte aufgefordert worden wäre, sich an dem Morde zu betheiligen, und er sich auf Grund dessen für verpflichtet gehalten habe, den Inhalt der Karte zu befolgen.“

Plötzlich nahm sein Blick einen unheimlichen Ausdruck an, er schüttelte mit dem Kopfe, der ganze Körper schien in's Zittern gerathen zu wollen. „Lieske war schlecht, jeder Mensch ist schlecht, die ganze Welt ist schlecht und taugt nichts, ich weiß — das besser.“

Er sprach diese Worte in erregtem Tone, und eilte weg, ohne uns eines Abschiedsgrußes zu würdigen. Der Staatsanwalt wurde von einem Wärter auf sein Zimmer geführt, welches leicht für den Rest seines Lebens seine Heimath bleiben dürfte.

### Die preussischen Knappschaftskassen und Unterstützungsvereine der Bergarbeiter.

Die Knappschaftskassen umfaßten 1880 in Preußen 75 Vereine mit insgesamt 1876 Berg-, Hütten- und Salzwerken, welche während des Berichtsjahres in Wirkksamkeit waren.

Diese 75 Vereine zählten durchschnittlich 182 624 ständige (meistberechtigte) und 143 749 unständige, zusammen 326 373 Mitglieder. Gegen das Vorjahr hat sich die Zahl der meistberechtigten Mitglieder um 1,33 pCt. vermehrt, dagegen die der minderberechtigten um 5,05 pCt. und die Gesamtzahl um 1,58 pCt. vermindert — eine Folge der Verschlechterung des Geschäftsganges.

Der Gesamtstand an Invaliden betrug zu Beginn bezw. zu Ende des Berichtsjahres 24 917 Ganz- und 862 Halb-, zusammen 25 779, bezw. 27 053 Ganz- und 871 Halb-, zusammen 27 924 Invaliden, d. i. 152,90 auf je 1000 aktive ständige Mitglieder. Das durchschnittliche Lebensalter beim Eintritt der Ganzinvalidität betrug 48,2, dasjenige beim Eintritt der Halbinvalidität 45,8 Jahre, gegenüber einem Durchschnitte von 48,05 bezw. 47,5 Jahren für die letzten 10 Berichtsjahre.

Von den Ganzinvaliden starben jährlich im Durchschnitte dieser Jahre 6,97, von den Halbinvaliden 4,82 pCt., was einer durchschnittlichen Lebensdauer von 14,35 Jahren im Ganz- und von 20,75 Jahren im Halbinvalidenstande entspricht.

Neben den 27 924 Invaliden waren am Jahreschlusse noch 30 049 Wittwen und 52 178 Waisen, zusammen 110 151 Personen oder 603,15 auf je 1000 aktive ständige Mitglieder, zu unterstützen. Außerdem waren am Jahreschlusse 80 144 Kinder vorhanden, für welche von Seiten der Knappschaftsvereine Schulgeld gezahlt wurde.

Von den im Jahresdurchschnitte vorhandenen beitragenden Mitgliedern erkrankten ferner im Berichtsjahre 181 918, d. i. 557 auf je 1000.

Was die Finanzstatistik der Knappschaftsvereine anbetrifft, so wies ein letztere Ende 1886 ein schuldenfreies Vermögen von 26 751 950 M., nämlich 26 792 624 M. Aktiven und 40 674 M. Passiven auf. Das schuldenfreie Vermögen stieg um 837 971 M. = 3,23 pCt.; im Vorjahre hatte es sich um ein Geringes, nämlich um 7749 M. vermindert, war dagegen in den Jahren 1884 um 4,23, 1883 um 5,58, 1882 um 5,15, 1881 um 4,29, 1880 um 2,86, 1879 um 1,22, 1878 um 0,04, 1877 um 0,5, 1876 um 4,93, 1875 um 3,98 pCt. gestiegen.

Die Einnahmen der Vereine beliefen sich auf 18 727 871 M., 9,43 pCt. mehr als im Vorjahre; davon entfielen:

48,28 pCt. auf Beiträge der Arbeiter,  
43,65 auf solche der Werkseigentümer,  
4,86 auf Kapitalzinsen,  
2,95 auf sonstige Einnahme.

Die Ausgaben beliefen sich auf 18 396 124 M.

Es kamen hier von  
auf Gesundheitspflege 28,36 pCt., und zwar auf Honorar der Aerzte 4,90, auf Medizin und sonstige Kurkosten 8,97, auf Krankenlöhne 14,49 pCt.;  
auf laufende Unterstützungen für Invaliden 33,18, für Wittwen 18,17, für Waisen 10, zusammen 61,35 pCt.;  
auf Begräbnisbeihilfen 1,05,  
auf sonstige außerordentliche Unterstützungen 0,60,  
auf Beihilfe für Schulunterricht 2,09,  
auf Verwaltungsaufwand 2,87 und auf sonstige Ausgaben 3,68 pCt.

Bergleitet man die Zahl der durchschnittlich im Jahre Unterstützten mit der Summe der gezahlten Unterstützungen, so kommt bei den 20 größten Vereinen der Betrag von 232,04 M. auf einen Ganzinvaliden, 112,91 M. auf eine Wittwe und 35,85 M. auf eine Waise.

### Arbeiterversicherung, Gewerblichliches.

Am 4. Juni begann in Newyork der „Konvent“ — die Generalversammlung — der amerikanischen Hutzurichter-Assoziation. Die regelmäßige Generalversam-

lung der Hutzurichter findet nur alle vier Jahre statt. Die letzte war im Mai 1884. Die Hutzurichter-Assoziation — International Hatfinishers Association ist der Titel — zählt gegenwärtig ungefähr 4000 Mitglieder. Im Jahre 1869 hatte sie bloß 1000 — innerhalb 20 Jahren hat sie sich also vervierfacht und gehören derselben beinahe alle Hutzurichter der bedeutenden Hutindustriestädte der Vereinigten Staaten von Nordamerika an.

Die Unfallversicherung und zwangsweise beschäftigte, nicht „freie“ Arbeiter (in Strafanstalten, Korrektionshäusern, Armenhäusern u. s. f.). Strafgefangene, mögen sie in oder außerhalb der Gefangenanstalt, in staatlichen oder privaten Betrieben beschäftigt werden, sind als Arbeiter im Sinne des Unfallversicherungsgesetzes nicht anzusehen, mithin nicht versicherungspflichtig. Dieser Grundsatz trifft nach einer neueren Entscheidung nicht nur für Strafgefangene im engeren Sinne zu (d. h. für solche, die auf Grund eines vorangegangenen Strafverfahrens sich in Strafbast befinden), sondern auch für die in Arbeits- oder Korrektionshäusern, Landarmenhäusern, Werkhäusern u. s. w. untergebrachten Personen (Korrigenden, Detinenden, Häuslinge, Säflinge). Alle diese werden zwangsweise zur Arbeit angehalten und unterscheiden sich dadurch begriffsmäßig von den (freien) „Arbeitern“ im Sinne des § 1 des Unfallversicherungsgesetzes und im Sinne der Gewerbeordnung. — Formell mag diese Behandlung verunglückter „Zwangsarbeiter“ richtig sein. Die Menschlichkeit scheint es uns aber zu gebieten, daß der Mann, welcher gefunden in eine Anstalt aufgenommen wurde und wegen Verunglückung im Betriebe als Krüppel wieder scheidet, ebenfalls sicher gestellt werde. Das mag in anderer Weise geschehen wie bei den „freien“ Arbeitern, aber es darf nicht ganz und gar unterbleiben. Hier scheint uns durchaus eine Lücke in der Unfallversicherung vorhanden zu sein.

Der Jahresabschluss der Hauptklasse des Verbandes deutscher Zimmerleute weist für die Zeit vom 1. Februar 1887 bis 1. Februar 1888 eine Einnahme von 21 393 M. nach und eine Ausgabe von 20 502 M. 96 Pf., sodas Anfangs Februar 1888 ein Bestand von 890 M. sich ergab.

Ueber die Arbeitsverhältnisse der Bäcker in Wilhelmshaven berichtet das „Norddeutsche Wochenblatt“: Man kann wohl behaupten, daß von allen hier am Orte vertretenen Gewerken bei den Bäckern die niedrigsten Löhne gezahlt werden, niedriger als die des gewöhnlichsten Handarbeiters. Der Wochenlohn der Bäcker schwankt zwischen 2 bis 8 Mark. Der Durchschnittslohn würde demnach 4,50 M. betragen; dabei bleibt aber unberücksichtigt, daß der höhere Lohn nur in den seltensten Fällen gezahlt wird. Für diesen Wochenlohn von durchschnittlich 4,50 M. muß der Geselle aber ca. 18 Stunden durchschnittlich pro Tag arbeiten. Wöchentlich beträgt also die Arbeitszeit 126 Stunden (einhundertsechszwanzig Stunden!) Rechnet man zu dem Wochenlohn von 4,50 M. noch 9 M. hinzu, die der Meister auf Kost und Logis berechnet, so ergibt sich für diese 126 Stunden ein Lohn von 13,50 M.; für die Stunde würde der Lohn eines Bäckergefelles also durchschnittlich 10 1/2 Pf. betragen, also nicht ganz so viel, als ein schulfreier Knabe für gewöhnliche Laufburshendienste erhält. Zu alledem kommt aber nun noch, daß von einer Frühstück-, Mittags- oder Vesperpause, wie sie in anderen Gewerben üblich, hier bei den Bäckern absolut keine Rede ist, ganz verschwundene Ausnahmen abgerechnet. Während des Arbeitens muß der Geselle sein Frühstück verzehren und des Mittags wechseln sich da, wo mehrere Gefellen arbeiten, diese gegenseitig ab, um schnell das frugale Mahl einzunehmen. Die den Gefellen verbleibende Ruhepause von 6 Stunden kann von diesen aber auch noch nicht einmal zum ungestörten Schlaf ausgenützt werden, denn nach Verlauf der ersten drei Stunden muß aufgestanden werden, um noch den letzten Schuß Brod auszubaden. — Ähnlich liegen die Verhältnisse auch in den meisten anderen Städten und es wäre die höchste Zeit, daß sich die Bäcker endlich einmal so gut organisirten, wie es andere Gewerkschaften schon lange gethan haben. Eine Organisation hier zu schaffen, hält freilich doppelt schwer — aber ohne Organisation kein Erfolg und keine Besserung!

Ministerialentscheidung betreffend Lohnstreitigkeiten. Durch Erlaß des Ober-Präsidenten von Brandenburg im Einverständnis mit dem preussischen Minister für Handel und Gewerbe ist festgesetzt, daß in Streitigkeiten der Arbeiter mit den Unternehmern, die vor den Schiedsgerichten, Magistraten der Gewerbe-Deputation u. s. w. erfolgen, die Einlegung der Berufung die sofortige wirkliche Vollstreckung des Urtheiles nicht aufhält. Es genügt nicht, daß die Streitsumme deponirt wird, sie muß sofort dem Kläger ausgehändigt werden, wenn er obliegt. — Dies ist für die Arbeiter von großer Wichtigkeit. Klage bisher der Unternehmer gegen den Arbeiter z. B. auf Wiederaufnahme der Arbeit und das Schiedsgericht entschied für den Unternehmer, dann konnte der Arbeiter zwar Berufung einlegen, mußte die Arbeit aber sofort aufnehmen. Klage hingegen der Arbeiter wegen Lohn und gewann vor dem Schiedsgericht, so legte der Unternehmer Berufung ein und deponirte lediglich die Streitsumme. Der Arbeiter mußte dann warten, bis die Berufung entschieden war, was ihn häufig schwer schädigte. Jetzt kann er sofort Auszahlung des Lohnes verlangen und der Berufung also mit Ruhe entgegen sehen. Wir bitten das sehr zu beachten.



Die Arbeits-Kommission für Canada (nördlich von den Vereinigten Staaten) die seit einigen Monaten in verschiedenen Städten des Landes getagt hat, ist wieder nach Ottawa, der Hauptstadt, zurückgekehrt und arbeitet jetzt ihren Bericht an das Parlament aus. Derselbe wird, wie angegeben wird, überraschender Natur sein. Die Kommissionsmitglieder entdeckten, daß 61 1/2 Prozent der Fabrikarbeiter in Montreal weder lesen noch schreiben können; und in einer Fabrik, worin über 700 Personen, meistens Kinder, in einem Stockwerk beschäftigt sind, konnten nur ein Duzend lesen und schreiben. In einem Falle mußten die Arbeiter, meistens Frauen und Mädchen, aus 300 000 Dollars, die sie zusammen während des Jahres verdient hatten, Strafgehalte unter allerlei Vorwänden zu dem Betrage von 17 000 Dollars bezahlen. Aus diesen und anderen Uebelständen erklärt sich die steigende Auswanderung canadischer Arbeiter nach den Vereinigten Staaten.

Auch die Berliner Tischlerinnung geht mit der löblichen Absicht um, den Arbeitern einen

### Innungsgesellenauschuss

anzubilden. Zu diesem Zwecke soll Montag, den 11. d. M., Abends 7 1/2 Uhr, im Königstadt-Kasino, Holzmarktstraße 72, eine „geheime“ Versammlung stattfinden.

Einladungen sollen nur an die „Gesellen“ ergehen, welche ein Jahr bei dem Meister in Arbeit und im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte sind. — Hoffentlich wird dieser erste Angriff auf das Selbstbestimmungsrecht der Arbeiter sofort glänzend zurückgeschlagen werden. Also Tischlergesellen Berlins, seid alle zur rechten Zeit mit der Einlasskarte am Plage.

### Warnung vor Zuzug von Tischlern nach Hamburg.

Wir machen hierdurch die deutschen Tischler ausdrücklich darauf aufmerksam, daß der Hamburger Tischlerstreik beim Ausbruch noch lange nicht beendet ist, trotzdem, daß der Kampf bereits über 5 Wochen dauert; wir erlauben noch wie vor den Zuzug fernzuhalten. Alle gegenständlichen Anzeigen und Zeitungs-Notizen beruhen auf abschließlichen Umständen. Jede weitere Auskunft beim Unterzeichneten. — Alle arbeiterfreundlichen Blätter erlauben wir um die weitestehende Verbreitung dieser Mitteilung. J. A.: G. Stomfe.

### Gera, den 7. Juni.

Der Streik der hiesigen Maurer dauert unverändert fort, und wir bitten die auswärtigen Kollegen, den Zuzug strengstens fernzuhalten.

### Der Streik der Berliner Schmiede dauert unverändert fort.

Unterstützungen wolle man abgeben an G. Geelhaar, Ohmstraße 1 II. Die Lohnkommission der Berliner Schmiede. J. A.: L. Wosin, Straußbergerstr. 6a. — In kürzester Zeit soll eine öffentliche Versammlung einberufen werden mit der Tagesordnung: Proklamierung des Generalstreiks.

An die Fachgenossen der Neumünsterer Weber und verwandten Verufe in Deutschland geht die dringende Aufforderung, Zuzug fernzuhalten und die Feiernden nach Kräften materiell zu unterstützen. Sendungen sind zu richten an Fr. Schneider, Hinter der Kirche 2, Neumünster in Holstein.

Der Streik der Bremer Tischler hat nach einem sechs-wöchentlichen hartnäckigen Kampfe, nachdem die Forderungen der Gesellen von der Mehrzahl der Meister bewilligt worden sind, sein vorläufiges Ende gefunden. Jedoch ist mehr nur ein Waffenstillstand eingetreten, aber kein absoluter Friede. Deshalb richtet auch trotz der vorläufigen Beilegung des Streites die Bremer Lohnkommission der Tischler an die auswärtigen Berufsgenossen die Bitte, auch noch ferner den Zuzug möglichst fernzuhalten, da jeden Augenblick der Streik aufs Neue ausbrechen kann.

Der Berliner Fachverein der Puder dem etwa 800 der als Fassaden-Puder u. s. w. fungierenden Maurergesellen angehören, hat am Sonntag die Einführung der 9stündigen Arbeitszeit, von 7 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, mit zwei Stunden üblicher Pause, beschlossen.

An die Tischler Berlins. Wir fordern die Kollegen auf, die Listen für auswärtige streikende Kollegen schnell einzuliefern, da neue Listen nicht mehr ausgegeben werden dürfen. Die Kommission der Tischler Berlins.

## Bereine und Versammlungen.

Die Versammlung des Weichgerbervereins, welche am 4. Juni stattfand, und in welcher Herr Dr. Huber über „Altes und Neues aus der Kulturgeschichte“ referierte, wurde auf Grund des Sozialistengesetzes aufgelöst, als der Referent den Ausspruch that: „Eine Industrie, die nur durch die Auspressung der Kinder und Arbeiterinnen ihr Dasein fristet, verdient, zu Grunde zu gehen.“

Mit polizeilicher Auflösung endigte die Mitgliederversammlung des Interessensvereins der Risten- und Koffermacher Berlins, welche am 4. d. M. in Deigmüller's Salon tagte. Herr Rose hielt einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über das Thema: „Der Mensch ist seines eigenen Glückes Schmied.“ In der Diskussion erwiderte Herr Hagedorn dem Referenten, daß in Frankreich die Behörden den Arbeitern wohl humaner gegenübertraten, so habe zum Beispiel die Pariser Gemeinderatsvertretung den Familien der streikenden Glasarbeiter 10 000 Francs bewilligt, wohngegen in mancher anderen Ländern die Arbeiter in ihrem Lohnkampfe unterdrückt würden, indem man ihnen die wenigen Rechte noch entziehe. . . Hier erhob sich der überwachende Beamte und erklärte die Versammlung auf „Grund des Gesetzes von 78“ für geschlossen. — Am Sonntag, den 10. Juni, beabsichtigten die Ristenmacher eine Herrenpartie per Bahn nach den Radersdorfer Kalkbergen zu unternehmen, wozu Freunde und Bekannte eingeladen sind. Abfahrt früh 6 1/2 Uhr vom Schlesischen Bahnhof, bis Erntner per Arbeiterbillet 50 Pf. hin und zurück.

Die öffentliche Versammlung der Drechsler, welche am Montag, den 4. Juni, in Ackermanns Lokal, Linienstraße 11, tagte, war einberufen worden, um den Gewerkskollegen im Nordbezirk Berlins Gelegenheit zu geben, die Bestrebungen der Vereinigung der Drechsler Deutschlands kennen zu lernen. Herr Sandermann hatte das Referat übernommen. An der dem Vortrage sich anschließenden Diskussion, welche eine äußerst interessante zu werden versprach, beteiligten sich zunächst die Herren Thiele und Hildebrandt, doch — mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu schließen — als der letztere auf die Bestrebungen der Innungen etwas näher einging, dieselben scharf kritisierend, erfolgte die Auflösung der Versammlung durch den überwachenden Polizeilienten. — Auf Grund des § 9 des Gesetzes, gegeben für die „gemeingewerblichen“ — Bestrebungen der Sozialdemokratie.

Die Maurer Berlins rüsten sich unausgesetzt zu einem event. Lohnkampfe. In der zahlreich besuchten, diesmal unter Vorsitz des Herrn Krieg stattgehabten Generalversammlung der Maurer (am 4. d. M. in Sanssouci) wurde die Frage, wie den schon wie-

berholt geschilderten Mifständen im Baufache wirksam begegnet und der Stundenlohn von 50 Pf. wieder allgemein zur Einführung gebracht werden könne, sehr ernstlich in Erwägung gezogen, doch kam es über diese Frage noch zu keiner vollständigen Einigung.

Der Verein zur Unterstützung erkrankter Mitglieder der Maurer Berlins hielt am 31. Mai in Scheffer's Salon, Inselstr. 10, eine Mitgliederversammlung ab. Der praktische Vertreter der Naturheilkunde, Herr Canik, hielt einen Vortrag über das Thema: „Wie schützt man sich vor Krankheit in den gesunden Tagen nach den Grundsätzen der Naturheilkunde?“ An der hierauf folgenden Diskussion beteiligten sich die Herren Krieg, Bernau, Schmidt und Judat. Dieselben pflichteten den vom Vortragenden gemachten Vorschlägen zur Abwehr der Krankheitsursachen bei, bezweifelten aber die Durchführbarkeit derselben. Der Arbeiter würde durch die heutige Produktionsweise derart überanstrengt, daß er des Abends fast vor Müdigkeit zusammenbricht; hierdurch werde ihm die Luft sowohl wie auch die Mittel genommen, seinen Körper derartige notwendige Wohlthaten täglich zukommen zu lassen. Hier müßten andere Maßregeln getroffen werden. Der Arbeiter, welcher als einziges Gut seine Arbeitskraft besitzt, müsse suchen, dieselbe so viel wie möglich zu schonen und vorsichtig mit ihr umzugehen. Durch die Ueberanstrengung des Körpers und schlechte Ernährung desselben, ferner durch allzulanges Arbeiten werde die Gesundheit des Arbeiters am meisten bedroht und seine Kräfte allmählich ausgezehrt. Nach Schluß der Diskussion schritt man zur Wahl des ersten Schriftführers und wurde an Stelle des Herrn Franz Schulze, welcher sein Amt niedergelegt hat, Herr Wilhelm Schulz gewählt. Sodann wurde beschlossen, am 23. Juni in Weimanns Volksgarten auf dem Gesundbrunnen ein Sommervergügen zu veranstalten und hierzu ein aus den Mitgliedern bestehendes Vergügnungskomitee gewählt. Nach Erledigung eines Unterstützungs-gesuches wurde die Versammlung geschlossen.

Die Zentralkassen der Maurer, Steinbauer & „Grundstein zur Einigkeit“ hielt am 27. Mai im „Königstadt-Kasino“ ihre öffentliche Mitgliederversammlung ab. Auf der Tagesordnung stand in erster Linie die Berichterstattung von der Generalversammlung zu Halle a. S. Dort hatte die Frage der Ausschließung der Steinbauer besonders eine Rolle gespielt. In Folge ihrer ungünstigen Arbeitsverhältnisse ist die Erkrankung der Steinbauer besonders häufig und schwer, jedoch 1887 auf die Steinbauer 29 643,45 M., gleich 11 pCt. der Einnahme an Beiträgen entfielen, hingegen von den Ausgaben an Kranken- und Sterbegeld 40 966 M. oder 22 pCt. der Gesamtausgabe. Wenn wir den uns vorliegenden, nicht ganz klaren Bericht, richtig verstehen, so ist ein modus vivendi darin gefunden worden, daß die Streikung der I. und höchsten Klasse angenommen wurde und dürfen in Zukunft die Steinbauer nur in die für Erwachsene niedrigere Klasse aufgenommen werden. Das Uebergangsstadium sei so getroffen, daß die Mitglieder der I. Klasse während der ersten 13 Wochen nach Inkrafttreten des veränderten Statuts bei Krankheitsfällen noch das Verpflegungsgeld der ersten Klasse erhalten.

Die öffentliche Versammlung der Parquetbodenleger Berlins, welche am Sonntag, den 3. d. M., in Jordan's Salon, Neue Grünstraße 28, tagte, beschäftigte sich mit den gegenwärtigen Arbeits- und Lohnverhältnissen der Parquetbodenleger. Der Referent Herr Hef beleuchtete in eingehender Weise die in der Branche hervortretenden Mifstände und suchte darzulegen, daß die Löhne bei verschiedenen Firmen um ca. 30 pCt. heruntergegangen sind. An das Referat schloß sich eine rege Diskussion, an welcher sich besonders die Herren Schmitz und Biele beteiligten. Alle Redner sprachen sich im Sinne des Referenten aus. Auch das Verhalten einzelner Kollegen, welche ganze Bauten vom Fabrikanten resp. von Agenten übernehmen und sich dann die jungen Leute dazu aus der christlichen Herberge holen, um sie aufs schimpflichste auszubeuten, wurde einer scharfen Kritik unterzogen. Es wurde nachgewiesen, daß die Betreffenden den Fabrikanten damit nur Vorschub leisten und sich selbst eine Konkurrenz schaffen, durch welche die Löhne herabgedrückt werden. Folgende Resolution gelangte hierauf zur Annahme: „Die heutige, in Jordan's Salon tagende Versammlung der Parquetbodenleger Berlins erklärt sich mit den Ausführungen des Referenten vollkommen einverstanden und verpflichtet sich alle anwesenden Kollegen, welche dem Verein noch nicht angehören, demselben beizutreten.“

Die letzte Versammlung der Schlosser und Berufsgenossen verlief stürmisch. Besonders die Frage: „Warum sind so viele Schlosser arbeitslos?“ rief heftige Debatten hervor. Von den verschiedenen Rednern zeichnete sich besonders Herr Schmitz aus. Klar und deutlich zeigte er, daß nur allein Einigkeit dem so gedrückten Gewerbe helfen könne. Einigkeit sei nötig, um eine kürzere Arbeitszeit, um einen höheren Lohn zu erkämpfen. Und wirklich, wenn man bedenkt, daß in so vielen Werkstätten 11, 12 bis 15 Stunden gearbeitet wird, so erscheint zehnständige Arbeitszeit doch gewiß sehr wünschenswerth. Wie viele Gesellen kämen von der Landstraße fort, wenn durch Herabsetzung der Arbeitszeit mehr Arbeitskräfte nötig würden. — Auch die wichtige Frage der Konkurrenz durch die übermäßig vielen Lehrlinge wurde eingehend besprochen. Ein Redner, Herr Martin, führte unter Anderem eine Werkstelle an, in der 16 Lehrlinge und 2 Gesellen beschäftigt sind. Erscheint das nicht fast unglaublich? Und doch ist es leider wahr, und mancher Familienvater muß hungern, weil die Herren Meister nur immer Lehrlinge und keine Gesellen einstellen. Was aus den jungen Leuten wird, wenn dieselben angelernt haben, darum kümmert sich keiner der menschenfreundlichen Herren Meister. Nach Erledigung dieser wichtigen Frage wurde der Antrag, einen Fachverein für Maschinenbauer und Metallarbeiter zu gründen, gestellt und insofern unterstützt, als eine Kommission von 3 Mitgliedern gewählt wurde behufs Besprechung dieses Antrages. Der Beschluß dieser Herren wird in der nächsten Versammlung kund gegeben werden. Zum Schluß wurde noch der Hamburger Streik besprochen und besonders auf die niedrige Denkart verschiedener Kollegen, welche jetzt von Berlin nach Hamburg ziehen, dort arbeiten und so den Streik illusorisch machen, hingewiesen. Außerdem wurden Zahlheller für die verschiedenen Gegenden Berlins bestimmt, behufs Sammlung zum Besten der müthigen Hamburger, welche jetzt schon so lange für ihr gutes Recht unverzagt kämpfen. Auch wurde auf Antrag des Vorliegenden, Herrn Birch, eine Kommission behufs Prüfung der bisherigen Sammelangelegenheiten gewählt. Nach einer Rede, die in dem Wunsche nach allgemeiner Einigkeit gipfelte, wurde die Versammlung vom Vorliegenden geschlossen. — Hoffentlich wird dieser Wunsch in Erfüllung gehen, denn nur durch Einigkeit kann sich heutzutage ein Gewerbe helfen, ohne diese ist es ohne jeden Schutz gegen die Unterdrückungen der Kapitalisten. — Sammelstellen für die streikenden Hamburger sind zu haben bei den Kollegen: Krause, Wasserthorstr. 69, bei Neumann; Bultmann, Blücherstr. 24; M. Peters, Ködlinerstr. 2, Hof 2 Tr., und bei G. Birch, Veteranenstraße 10, Hof 4 Tr.

Fachverein der Steinträger Berlins. Generalversammlung am Sonntag, 10. Juni, Vormittags 11 Uhr, in Scheffer's Salon, Inselstr. 10. — Alle, die noch im Besitze von Sammelbogen der streikenden Maurer-Arbeitsleute sind, werden gebeten, dieselben so schnell wie möglich an Herrn Kroll, Aufseherstr. 14 abzuliefern.

Fachverein der Buchbinder und verwandten Berufsgenossen. Sonnabend, den 9. Juni cr., Abends 8 1/2 Uhr, im Kouisendischen Klubhaus, Amnstr. 16. Geselliger Abend. Gäste und Damen willkommen. NB. Sonntag, den 12. August, Dampferpartie nach Schwedt.

Verein zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter. Sonnabend, den 9. Juni, Abends 8 1/2 Uhr, in Gradow's Bierhallen, Kommandantenstraße 77—79. Versammlung.

Tagesordnung: 1. Wahl des Gesamt-Vorstandes. 2. Berichtsangelegenheit. 3. Vereinsangelegenheit. Verschiedenes und Fragelasten. Neue Mitglieder werden aufgenommen. NB. Erkrankte Mitglieder haben sich binnen 8 Tagen beim 1. Vorsitzenden, Kollegen Hahn, Lübbenerstr. 13, 3 Tr., oder beim 1. Kassier, Kollegen Jeysson, Grünauerstr. 6, Hof 2 Tr., zu melden, andernfalls ihr Unterstützungsrecht verloren geht.

Fachverein für Schlosser und Berufsgegnossen. Sonnabend, 9. Juni, Abends 8 1/2 Uhr, Versammlung bei Neyer, Alte Jakobstr. 83. Das diesjährige Sommerfest findet am 23. Juni im neuen Gesellschaftshause, Hagenhaide 75, statt. Billets sind zu haben bei den Herren: Plög, Brandenburgerstr. 56, D. I.; Hoffmann, Göttingerstr. 87, III; Schrey, Rossenerstr. 55; Schwerdt, Grenadierstraße 28, II; Köderich, Alvenslebenstr. 19 IV und Krause, Wasserthorstraße 69, H. I r.

Fachverein der Tischler. Mitgliederversammlung heute, Sonnabend, den 9. Juni, Abends 8 1/2 Uhr, bei Jordan, Neue Grünstraße 28. Tagesordnung: 1. Gewerkschaftliches. 2. Vereinsangelegenheiten. 3. Fragelasten.

Vereinigung der Drechsler Deutschlands. Die Ortsverwaltung „Berlin III“ (für den Ost- und Nordbezirk Berlins). Versammlung am Sonntag, den 10. Juni, Vormittags 10 Uhr, in Säger's Salon, Grüner Weg 29. Tagesordnung: 1. Vortrag und Diskussion über: „Zeitlohn oder Stücklohn,“ deren Wirkung auf die Höhe des Arbeitslohnes; 2. Verschiedenes und Fragelasten; 3. Aufnahme neuer Mitglieder. Gäste haben Zutritt.

Fachverein der Kofhlerer. Versammlung am Sonntag, den 10. d. M., Vormittags 10 Uhr, in Feuersteins Salon, Alte Jakobstraße 75. Tagesordnung: 1. Vortrag: Unsere heutige Produktionsweise der früheren gegenüber. 2. Abrechnung vom Stiftungsfest. 3. Verschiedenes und Fragelasten. Aufnahme neuer Mitglieder.

Verein zur Wahrung der Interessen der Schuhmacher und verwandten Berufsgenossen Berlins. Montag, den 11. Juni, Abends 8 1/2 Uhr, Versammlung in Gradow's Bierhallen, Kommandantenstr. 77—79.

Verband deutscher Zimmerleute. Lokalverband Berlin Westen und Umgegend. Mitgliederversammlung am Montag, den 11. Juni, Abends 8 Uhr, bei Sange, Steglitzerstr. 27. (Sohenzollern-garten). Tagesordnung: Vortrag des Herrn Dr. Bentendorf: Die Stellung der Frauen und ihr Einfluß auf die sozialen Verhältnisse. 2. Abrechnung vom letzten Vergügen. 3. Verschiedenes und Fragelasten. Mitglieder werden aufgenommen. Hierzu sind alle Mitglieder eingeladen. Gäste willkommen.

Kranken- und Begräbniskasse des Vereins sämtlicher Berufsklassen (G. S.) Berlin I. Mitgliederversammlung heute, Sonnabend, den 9. d. M., Abends 8 Uhr, Blumenstraße 78. Tagesordnung: Bericht der Abordneten vom letzten Generalversammlung. Ausgabe der Billets zum Sommerfest. Neue Mitglieder werden in jeder Versammlung, sowie zu jeder Tageszeit beim Vorsitzenden Sasse, Hagenhaide 48, und beim Kassier Schilling, Kopenstr. 48, aufgenommen.

Central-Kranken- und Begräbniskasse des Vereins Sattler und Berufsgenossen Deutschlands (G. S. 64) Sonnabend, den 9. Juni im Berliner Brater, Kasanien-Allee 6—9 großes Sommerfest, verbunden mit Theater, Konzert und Tanz. „It Beginn der Dunkelheit: Große Kinder-Feuerpolonaise. Die Kaffeekasse ist von 3 Uhr an geöffnet. Billets sind auf sämtlichen Zahlstellen und an der Kasse à 30 Pf. zu haben.

Freireligiöse Gemeinde, Rosenhallerstr. 38. Sonntag, den 10. d. M., Vormittags 10 Uhr, Vortrag des Herrn Dr. Huber über „Die altägyptische Sittenlehre als Grundlage der mosaischen und christlichen“. Damen und Herren als Gäste willkommen.

## Literarisches.

Archiv für soziale Gesetzgebung. Vierteljahrschrift. Jahrgang 12 M., einzelne Hefte 4 M. Als Aufgabe stellt sich die neue Zeitschrift, die Lage der Gesellschaft in Hinsicht ihres thatsächlichen Zustandes zu erforschen und darzustellen, an den gezielten Maßnahmen zur Besserung der sozialen Lage Kritik zu üben und ganz besonders dauernd die Verhältnisse der arbeitenden Klassen zu beachten. Das erste Heft des „Archiv“ bringt eine ganze Reihe bedeutsamer Aufsätze. An erster Stelle ist eine Untersuchung über die Alters- und Invalidenversicherung im Deutschen Reich von Prof. Platter in Zürich zu nennen, welche eine Zeitsperr behandelt. Gleichfalls das Interesse des Tages hat eine „Statistik über Arbeitslose in England.“ Daran schließt sich eine Studie über die „Lage der arbeitenden Klassen in Holland“. Ein Berliner Arzt, der als medizinischer Statistiker geschätzt Dr. A. Oldendorf, hat schließlich eine Untersuchung über „die Säuglingssterblichkeit in ihrer sozialen Bedeutung“ beigeheuert. Die Leitung des Archivs, das bei Lapp in Leipzig erscheint, hat Dr. Heinrich Braun in München übernommen.

## Briefkasten.

A. B. Jede diskretionäre Unterstützung seitens der Unternehmer oder ihrer Kreaturen ist unbedingt zu bekämpfen. Es entwickelt sich so ein reiner Bestechungs- und Korruptionsfonds, und wenn Strafgehalte, Lohnabzüge solchen Fonds zuziehen, so heißt das weiter nichts, als daß die Arbeiter auch noch die Mittel liefern sollen, mit denen man sie dann korrumpirt. Dagegen haben sie sich mit Händen und Füßen zu wehren. Lieber gar keine Unterstützung wie eine, die nur als Lohn für Kriecherei verabreicht wird und die ein reines Bettfedern erzeugt, das allen Mannesinn und jedes Selbstständigkeitsbedürfnis erstickt.

Wahlbeeinflussung in Preußen. Es giebt in der preussischen Verfassung keine Bestimmung, welche die Freiheit der Wahl oder die Unabhängigkeit der Wähler gewährleistet und unter besonderen gesetzlichen Schutz stellt. Die beiden mageren Paragraphen 107 und 109 des Strafgesetzbuchs drohen nur gegen Gewaltthätigkeit und Bedrohung mit einer strafbaren Handlung und gegen den Kauf von Wahlstimmen Strafen an. In einem wirklichen „Kauf“ kommt es natürlich selten, aber es ist nicht weniger gemein und man gelangt zu derselben Korruption, wenn der Gutsherr oder der Fabrikant von seinen Tagelöhnern, Arbeitern, Beamten verlangt, daß sie ihre Wahlstimme so abgeben, wie es ihm genehm ist, wenn der Borgelegte von seinen Untergebenen fordert, daß sie in seinem Sinne stimmen. Man weiß doch, daß abhängige Leute sich vielfach nach ihrem Brodherrn oder Vorgesetzten richten müssen, daß es also nicht einmal ausdrücklich Verpfichtungen oder „Drohungen“ bedarf, um sie zum Gehorjam zu zwingen. Dasjenige Mittel, um solcher Beeinflussung vorzubeugen, welches am nächsten liegt, ist die Abschaffung der öffentlichen Stimmabgabe, die Einführung der geheimen Abstimmung und die stärkste Sicherung derselben gegen jede Kontrolle. Seit einem Menschenalter wird in Preußen auf diese Schutzwehr gegen die Korruption vergeblich gewartet.

Neue Abonnenten bitten wir womöglich immer direkt den Expedienten zuzuwenden. Es wird so für beide Theile unnütze Lauferei und Schreiberei erspart.

Die Schriftführer der Vereine bitten wir, die Berichte immer recht knapp zu fassen, da sich sonst im Laufe der Woche zuviel Stoff anhäuft. Es ist schade um die aufgewendete Arbeit.

Auswärtigen Expedienten liefern wir die nächste Nummer nur dann aus, wenn sie ihren Verpflichtungen bis Monat Mai nachgekommen sind.